

WIRTSCHAFTLICHE, KIRCHLICHE UND SOZIALE VERHÄLTNISSE IM 19. JAHRHUNDERT

Kriegsjahre sind in allen Jahrhunderten Notzeiten gewesen. Das war in der Vergangenheit so und ist heute nicht anders. Wenn die Großen und Mächtigen um die Verteilung der Welt gestritten haben, hatten die Kleinen und Ohnmächtigen, die Bauern und Bürger, die Lasten zu tragen. Oft genug mußten sie untätig zusehen, wenn ihre Habseligkeiten geraubt, ihre Häuser verbrannt, ihre geringen Lebensmittelvorräte requiriert oder gestohlen wurden. Der größte Teil der Bevölkerung lebte bis ins 19. Jahrhundert unmittelbar von dem, was auf den Feldern produziert wurde. Auch die Einwohner der Städte, die Ackerbürger, erzeugten ihre Lebensmittel größtenteils selber. Jeder war froh, wenn er ein Stück Land besaß, das er bestellen konnte. Dabei waren die Ernteerträge im Vergleich zu heute äußerst gering. Noch hielt man sich an die seit Jahrhunderten geübte Dreifelderwirtschaft. Wenn es eine Mißernte gab – und es hat deren zu Anfang und in der Mitte des 19. Jahrhunderts mehrere gegeben –, konnten die Menschen nicht ausreichend ernährt werden, mußten sie, wie heute in den Ländern der Dritten Welt, hungern. Das galt vornehmlich für die „kleinen Leute“ in Dorf und Stadt, die weder einen Garten noch einen Acker besaßen, den sie bestellen konnten.

Wie es hinsichtlich der Ernährung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts bei uns bestellt war, erfahren wir aus kurzen Aufzeichnungen eines Zeitgenossen. Johann Friedrich Christoph Halchmann (1784–1819) bewirtschaftete um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert den Hof Nr. 1 in Sommersell. Als in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Haus- und Hofnummern eingeführt wurden, erhielt der größte Hof die Nr. 1. Sein damaliger Besitzer hat, wie schon zuvor sein Vater, allerlei Aufzeichnungen aus seiner Meierzeit hinterlassen. Unter anderem berichtet er: „Ich schreibe hier ein Jahr, das merkwürdig ist, nämlich das Jahr anno 1805. Ich war 21 Jahre alt. Mein Vater war nun schon das vierte Jahr tot. Nun will ich hiervon melden.

Im Monat Julius, den 3. oder 4. fing das traurige Regenwetter an und es dauerte bis kurz vor Bartholomäi (24. August). Es waren wohl mal (schöne) Tage dazwischen. Aber die Leute konnten wegen der großen Nässe keinen Roggen einkriegen. Das Scheffel Roggen (ca. 60 Pfd.) galt 4–5½ Reichsthaler. Das Scheffel Weizen noch einen Taler mehr. Die Gerste galt 3 Rth. Aber es war nichts zu kriegen. Wir verkauften in der ersten Zeit. Da galt der Scheffel Roggen 2 Rth 18 Mgr (Mariengroschen) und die Gerste 2 Rth. Unter den Leuten war eine große Hungersnot. Der liebe Gotte wollte die Menschen strafen. Das sind nun Zeiten, die merkwürdig (d. h. des Merkens würdig) sind. Wir fingen vor Bartholomäi an zu mähen und ernteten ein am 21. September . . .“

„Anno 1809, drei Tage nach Neujahr, schlug mir das Pferd den rechten Arm ab.

Da mußte ich drei Wochen liegen. Aber in 9 Wochen war er wieder geheilet. Da ging ich gesund hin nach Lemgo und verkaufte Korn. Als ich zurückkam, fiel ich wieder diesseits Wendlinghausens. Zum Unglück brach er wieder auf der nämlichen Stelle. Das dauerte dann noch länger, wie man leicht denken kann. Aber, Gott sei Dank, er wurde wieder gut geheilet von einem Doktor aus Holzhausen bei Pyrmont. Dieser war vor 13 Jahren mit den Kontingenten aus Frankreich hierher gekommen und hatte dort auf einen Bauernhof geheiratet. Nun, mein Gott, behüte mich vor solchem Unglück. Mein Bruder war 19 Jahre, da traf ihn das Los, daß er mußte Soldat werden. Aber wir kauften einen (Ersatzmann) für 130 Rth. Das war ein hartes Jahr. Hätte der liebe Gott uns nicht gesegnet, so hätten wir dieses nicht tun können.“ Es war damals und auch später möglich, sich vom Militärdienst durch Gestellung eines Ersatzmannes freikaufen zu können. Bei der Armut der Zeit gab es genug junge Männer, die bereit waren, gegen Zahlung eines Geldbetrages für einen anderen zu dienen.

Der Sohn Christoph Halgmanns hat die Aufzeichnungen des Vaters fortgesetzt. Im Jahre 1820 hatte er, trotz langanhaltenden Regenwetters, 628 Haufen geerntet. 1821 gab es noch einmal eine schlechte Ernte. Im darauffolgenden Jahre notiert er: „Merkwürdig und nachdenkenswert sind Jahre und Zeichen, die der grundgütige Gott und Vater im Himmel uns werden lässet, wie auch dieses Jahr 1822.“

Es trat eine große Dürre ein. Der Herbst war dürr: es winterte dürr. Wir mußten, wie die anderen in Sommersell, vier Wochen lang das Wasser aus Bentrup fahren. Dergleichen wurde noch nie gedacht.

Aber es ist auch zu bemerken, daß in diesem Jahr viel Eckern zur Mast waren, so daß die Schweine davon fett wurden.

Wie die Zeiten des Weltlaufs verschieden sind, will ich hier anzeigen. Im Jahre 1819 kostete der Scheffel Roggen

Anno 1819	1 Rth 24 mgr
Anno 1820	1 Rth 10 mgr
Anno 1821	1 Rth 10 mgr
Anno 1822	1 Rth ½ mgr
Anno 1823	25 mgr. 3 Pf.
Anno 1824	18 mgr.“

Christoph Halgmanns Stiefsohn besuchte 1828 das Gymnasium in Lemgo. Da es keine Verkehrsmöglichkeiten gab, mußte er in Lemgo wohnen. Der Vater notiert: „Anno 1828, den 12. April, ist mein Sohn aufs Gymnasium nach Lemgo gekommen und ist da gewesen 1 ½ Jahr. Was die Kosten sind ist folgend: Für ein Jahr das Kostgeld 60 Rth, an Büchern 6 Rth 24 gr., für eine Mappe 24 gr., Trinkgeld für das Stiefelputzen 3 Rth, für ein Federmesser 8 gr., noch für Bücher 3 Rth 33 gr., für Schreibbücher 38 gr., Lehrgeld 4 Rth 18 gr., noch Lehrgeld 3 Rth. ½ Jahr Kostgeld 30 Rth, für Privatstunden im Rechnen 4 Rth.“ Die Gesamtkosten für anderthalb Jahre Schulbesuch beliefen sich auf 112 Rth 29 gr. Wie lange er die Schule in Lemgo besucht hat, ist nicht bekannt. Er folgte seinem Vater im Besitz des Hofes.

Soweit die zeitgenössische Stimme aus Sommersell. Dabei ist zu bemerken, daß es die Worte eines Bauern sind, die uns hier über die wirtschaftlichen Verhältnisse aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts überliefert werden. War es

schon für die Bauern schwierig, den Anschluß an die nächste Ernte zu erreichen, so dürfte es bei den sogenannten „kleinen Leuten“ in manchen Jahren vor der Ernte kaum noch Brotkorn gegeben haben.

Im Pfarramt ist ein Verzeichnis von solchen Personen vorhanden, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts aus kirchlichen Armenmitteln unterstützt worden sind. Diese Mittel setzten sich zusammen aus den Erträgen des Klingelbeutels, den Zinsen eines Kapitals von 200 Rth, das der General von Hammerstein nach dem Dreißigjährigen Kriege für die Armen der Gemeinde gestiftet hatte und anderen Kapitalien, die für die Bedürftigen des Kirchspiels gespendet worden waren. Außer diesen kirchlichen Mitteln gab es keinerlei Fürsorge für diejenigen, die ihren Lebensunterhalt nicht selber erwerben konnten. Die Alten waren auf die Hilfe ihrer Kinder angewiesen. Diesen aber fehlte es oft genug selber an den lebensnotwendigen Dingen. Wenn es auch keine Arbeitslosen im heutigen Verständnis des Wortes gab, so gab es doch viele Leute, die ohne Arbeit waren. Das erwähnte Verzeichnis derer, die aus kirchlichen Mitteln unterstützt wurden, nennt für das Jahr 1806 31 Personen. In der Hauptsache sind es Alte und Kranke, aber auch Kinder, deren Namen uns überliefert werden. Als Gründe für die Unterstützung werden angegeben: epileptisch, gichtisch, gebrechlich, blind, lahm, taub und sprachlos, von ihren Ehemännern verlassene Frauen, elternlose und verlassene Kinder usw. An die aufgeführten Personen wurden 1806 insgesamt 39 Rth 21 gr. verteilt. Eingeteilt waren die Empfänger entsprechend ihrer Bedürftigkeit in drei Klassen. Verteilt wurden die Mittel zu Ostern und zu Michaelis. Die der ersten Klasse Zugeteilten erhielten im Jahre ca. 1–2 rth, in der zweiten 1 rth 18 gr. und die in der dritten Klasse 1 rth 12 gr. Im Revolutionsjahr 1848, dem zwei Jahre mit Mißernten vorausgegangen waren, wurden an 41 Personen 43 rth 17 sgr. verteilt. Von dem zur Verteilung gelangten Geld waren 27 rth 17 sgr. im Klingelbeutel gesammelt worden. Der restliche Betrag setzte sich aus Zinsen der Armenkapitalien u. a. zusammen. 1873 betrugen die Einnahmen und Ausgaben der Armenkasse 114 rth 18 gr 9 Pf. Davon waren 22 rth 7 sgr. 3 Pf. bei Beerdigungen gesammelt worden. Das übrige Geld war im Klingelbeutel vereinnahmt worden. 42 Personen wurden damit unterstützt.

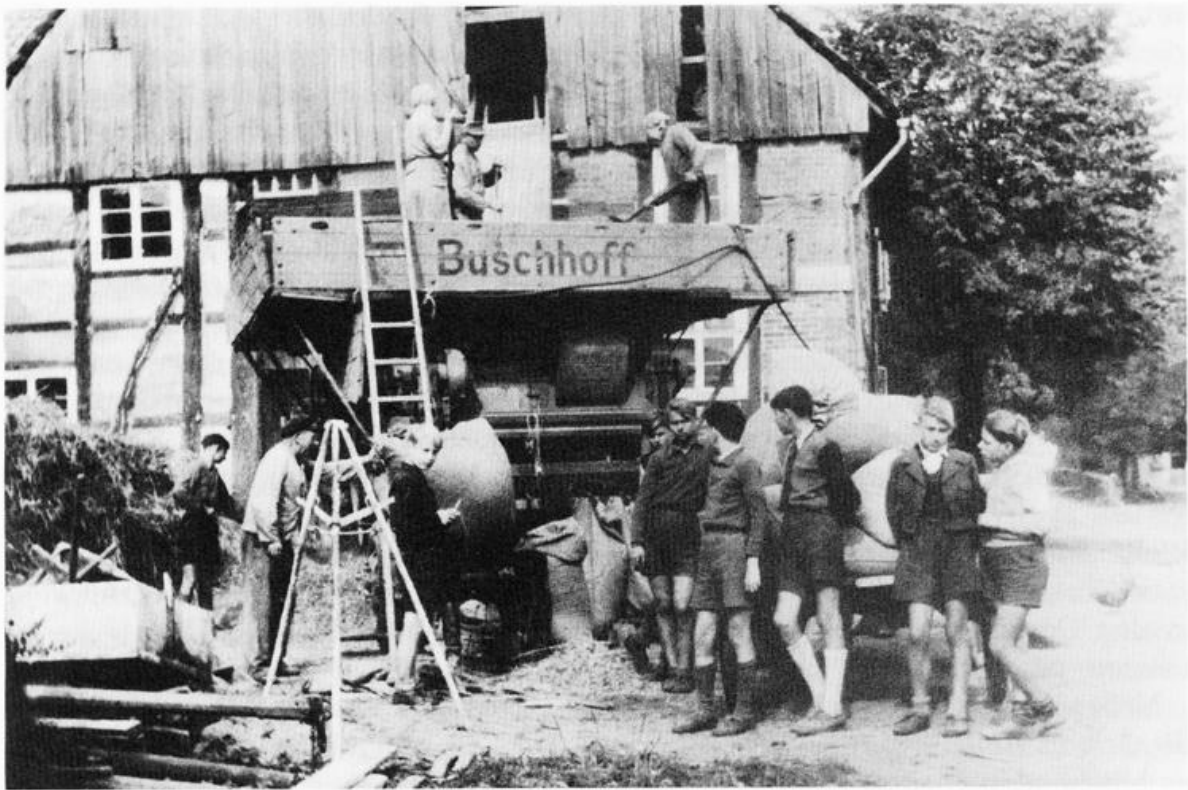
Schon 1801 war den aus Armenmitteln unterstützten Personen von der Obrigkeit aufgetragen worden, Lumpen zu sammeln, um sich dadurch dem Publikum nützlich zu erweisen. Doch damit konnte dem Elend der Leute nicht gesteuert und ihrem Hunger nicht gewehrt werden. Als im Laufe der Jahre die Bettelei immer mehr zunahm, wurden die Pastoren angewiesen, Armenatteste oder Bettelscheine auszustellen. Diese berechtigten ihre Inhaber, in bestimmten Bezirken mit obrigkeitlicher Genehmigung zu betteln. Daß damit nicht dem Bettelwesen Einhalt geboten werden konnte, liegt auf der Hand. Bei den meisten waren es Hunger und bittere Not, die sie auf diese Weise ihr Leben fristen ließ. Es waren vor allem Kinder, die zum Betteln geschickt wurden. Die Not der Zeit erklärt sich nicht zuletzt aus dem Bevölkerungszuwachs. Auf immer engerem Raum mußten von Jahr zu Jahr mehr Menschen ernährt werden. Hatten im Jahre 1776 58000 Menschen in Lippe gelebt, so stieg die Einwohnerzahl bis 1880 auf 150000. Sie hatte sich in einem Jahrhundert fast verdreifacht. Wenn auch Allmenden und Ödländereien unter den Pflug genommen worden waren, so reichten die Erträge der Äcker doch nicht aus, um die hungrigen Mäuler zu sättigen. In der Kirchengemeinde hat die Bevölkerung in diesem Zeitraum

um etwa 500 Personen zugenommen. Es ist begreiflich, daß die 1 500 bis 2 000 Mitglieder der Kirchengemeinde nicht alle ihren Lebensunterhalt in ihren Wohnge-
meinden finden konnten. Außer der Landwirtschaft gab es in den Dörfern kaum Er-
werbsmöglichkeiten. Die Gewerbefreiheit, ebenfalls eine Folge der Französischen
Revolution, wurde in Deutschland erst in der Mitte des Jahrhunderts eingeführt. Bis
dahin gab es in den Dörfern kaum Handwerksbetriebe. Die wichtigste Nebener-
werbsquelle war für viele die Leinweberei. Der Anbau des Flachses und seine Ver-
arbeitung war schon seit langem eine der bedeutsamsten Tätigkeiten der Landbevöl-
kerung gewesen. Im Winter wurde in den meisten Häusern gesponnen und gewebt.
An den ruhigen Wintertagen verdienten sich Bauer und Bäuerin, Knechte und Mäg-
de, aber auch die Kinder durch das Flachsspinnen bares Geld und trugen damit zum
Unterhalt der Familie bei. Es gab kaum einen Haushalt ohne Spinnrad. Spinnräder
waren auch für die Armen erschwinglich. Einen Webstuhl konnten sich nicht alle
leisten. Dabei ging es nicht nur um die Deckung des Eigenbedarfs an Leinen und
Wolle. Man suchte möglichst durch Verkauf einen Mehrertrag zu erwirtschaften.
Das Leinen wurde auf der Lemgoer Legge verkauft. Neben den Leinwebern lebten
in den Dörfern des Kirchspiels auch einige wenige Leinenhändler und Hökerer.
Letztere verkauften Salz, Petroleum u. a. Kleinkram.

Neben den Leinwebern gab es schon seit dem 18. Jahrhundert Wanderarbeiter,
die sich als Hollandgänger, Grasmäher und Ziegler auf den Weg in die fernen, aber
wohlhabenden Niederlande machten, um dort ihr Brot zu verdienen. Manche sind
dort geblieben. Die meisten kehrten jedoch bei Beginn des Winters an den heimi-
schen Herd zurück. Mit zunehmender Bevölkerung wurde die Zahl der Wanderar-
beiter größer. Sie nahm um so mehr zu, je mehr die Leinweberei als Folge der Erfin-
dung des mechanischen Webstuhles abnahm. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts be-
tätigten sich 62 % der lippischen Gewerbetreibenden in der Leinweberei. Die in
den napoleonischen Kriegen von England verhängte Kontinentalsperre hatte die lip-
pische Leinweberei hart getroffen. Die Einführung der mechanischen Webstühle
brachte sie vollends zum Erliegen. Der Zusammenbruch des Leinengewerbes hatte
jedoch den Aufschwung des Zieglergewerbes zur Folge.

Die meisten Leineweber gingen fortan auf die Ziegeleien. 1800 waren in den Ver-
zeichnissen der lippischen Ämter ca. 600 Torfstecher und Ziegler registriert. Bis zur
Mitte des Jahrhunderts verfünffachte sich ihre Zahl. Ihren Höhepunkt erreichte sie
1905 mit mehr als 14 000 lippischen Wanderarbeitern. Die Kirchengemeinde zählte
1925 3 027 Mitglieder. Davon waren im Sommer 319 Männer in der Fremde. Die Zieg-
ler verteilen sich wie folgt auf die einzelnen Dörfer:

	Einwohner		davon Ziegler	
	1905	1925	1910	1925
Bega	76	837	98	50
Humfeld	141	1 010	138	120
Selbeck/Sommersell	77	587	91	97
Wendlinghausen	69	593	73	52
insgesamt	363	3 027	400	319



Die gute alte Dreschmaschine in Sommersell

Noch 1925 war jedes zehnte Mitglied der Kirchengemeinde als Ziegler tätig. Das hieß, daß der Mann im Frühjahr in die Fremde ging und im Herbst heimkehrte. Im Sommer waren viele Familien ohne den Vater. Die Erziehung der Kinder sowie die Arbeit in Haus und Garten oblag den Frauen. Die meisten Zieglerfrauen waren während der Abwesenheit der Männer als Tagelöhnerinnen in der Landwirtschaft tätig. Dafür bestellten die Bauern ihre Felder, fuhren das Getreide und die Kartoffeln ein. Wenn die Ziegler kein eigenes Feld besaßen, konnten sie bei „ihrem“ Bauern Kartoffeln auspflanzen und für das Vieh ein paar Metzen Klee pachten. Beide waren aufeinander angewiesen. Der Bauer auf die Arbeitskraft der Zieglerfrau und die Zieglerfrau auf die Hilfe des Bauern. Jeder größere Hof hatte seine bestimmten Tagelöhnerinnen, und die Tagelöhnerinnen hatten ihren Hof. Die einen waren von den anderen abhängig, und alle waren aufeinander angewiesen. Das Los der Zieglerfrauen war nicht leicht. Sie hatten ein gerüttelt und geschüttelt Maß an Arbeit zu verrichten.

Aus der Aufstellung geht hervor, daß die Zahl der Ziegler 1910 ihren höchsten Stand in der Kirchengemeinde erreicht hatte. 1925 lag sie mit 319 am niedrigsten. In den folgenden Jahren ist sie weiter zurückgegangen. Die damalige lippische Regierung unter der Führung Heinrich Drakes war bestrebt, die Wanderarbeiterfrage durch die Schaffung von heimischen Arbeitsplätzen zu lösen. Doch die Weltwirtschaftskrise am Ende der zwanziger Jahre machte die Lösung dieses lippischen Problems unmöglich. Die letzten Ziegler aus dem Kirchspiel sind noch bis in die fünfzi-

Ziegler- und Kleinbauernfrau bei der
Kartoffelernte



ger Jahre in die Fremde gegangen. Erst im sechsten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist es gelungen, im Lande Arbeitsplätze in ausreichender Menge zu schaffen.

An die Stelle der Ziegler, die vom Frühjahr bis zum beginnenden Winter in der Fremde waren, traten nun die Pendlers. Das Los der ehemaligen lippischen Ziegler ist auf die Gastarbeiter übergegangen. Heute gibt es in der Kirchengemeinde keine Wanderarbeiter mehr im einstigen Verständnis dieses Wortes.

Wenn von den sozialen Verhältnissen die Rede ist, müssen auch die Auswanderer erwähnt werden. Tausende haben im vorigen Jahrhundert ihre Heimat verlassen, um in den Vereinigten Staaten und in anderen Ländern ihr Glück zu suchen. Es war nicht Abenteuerlust, die sie in die Ferne lockte. Bei den meisten war es die Sorge um das tägliche Brot, die sie veranlaßte, die heimische Enge zu verlassen. Einer der ersten Auswanderer aus der Kirchengemeinde war ein Sohn des Pastors Bröffel. Letzterer war von 1731–1771 Pastor in Bega. Sein Sohn, Ludwig Bröffel, ist vermutlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Amerika gegangen. Er wirkte zunächst als Pastor in New York, zog dann nach Kanada und begründete in den Woodlands die Presbyterianische Kirche. Er starb 1815 in seiner neuen Heimat. Ein Bruder des Pastors Reuter in Bega (1719–1731) war schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach Holland ausgewandert. Von dort war er weitergezogen nach Ostindien. Waren es im 18. Jahrhundert nur einzelne gewesen, die ihren Wohnsitz in andere Länder verlegten, so war es im 19. Jahrhundert ein Strom von Auswanderern, der die deutschen Staaten verließ, um in anderen Teilen der Welt ein neues Leben anzufangen. Bis 1870 dürften etwa 10000 bis 12000 lippische Staatsbürger ausgewandert sein. Von 1870 bis 1910 haben nochmals 34000 Lipper ihre Heimat verlassen. Aus dem Kirchspiel sind im 19. Jahrhundert 150–160 Männer, Frauen und Kinder nach Amerika ausgewandert. Neben den Amerikafahrern, die sich bei den zuständigen Ämtern abmeldeten und mit obrigkeitlicher Erlaubnis reisten, gab es auch solche, die bei Nacht und Nebel über die lippischen Grenzen gingen, um in Bremen oder Hamburg auf einem Auswandererschiff zu verschwinden. Die einen waren mit den Gesetzen in Konflikt geraten, andere wollten sich dem Militärdienst entziehen oder waren mit den politischen oder kirchlich-religiösen Verhältnissen unzufrieden. Doch bei dem größten Teil der Auswanderer dürften es wirtschaftliche Gründe gewesen sein, die sie veranlaßten, der heimatlichen Enge zu entfliehen und im Land der damals noch unbegrenzten Möglichkeiten eine neue Existenz zu gründen.

Die Schiffsreise dauerte 3–4 Wochen. Die Passage kostete 66 Taler, Kinder zahlten die Hälfte. In Bega betrieb der Kaufmann Haase eine Auswandereragentur. Daß die Zahl der Auswanderer im Revolutionsjahr so hoch lag, hatte seine Gründe vor allem darin, daß es in den Jahren 1846, 1847 und 1848 Mißernten gegeben hatte und die Not nicht nur in Lippe, sondern in den meisten deutschen Ländern ein heute kaum vorstellbares Ausmaß erreicht hatte. Die verzweifelte Ernährungslage wird auch die revolutionären Bestrebungen geschürt und mit ausgelöst haben. Auch in der Folgezeit ist kaum ein Jahr vergangen, in dem nicht Leute aus dem Kirchspiel ausgewandert sind.

Die Auswanderungsbewegung hat angehalten bis in unser Jahrhundert. Nachdem sie durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen worden war, stieg sie in den Notjahren nach dem Kriege wieder an. Viele hatten Verwandte in den Vereinigten Staaten und sind auf deren Anraten hinübergegangen. Daß sich die Auswanderer dort

schnell assimiliert haben, ist nicht zu bestreiten. Spätestens in der dritten Generation verstanden sie die Sprache ihrer Vorfahren nicht mehr und hatten sich den amerikanischen Lebensgewohnheiten angepaßt. Doch war in den letzten Jahrzehnten zu beobachten, daß viele Amerikaner sich wieder ihrer Ahnen erinnert haben. Das kann der Verfasser bestätigen. Er hat viele Anfragen hinsichtlich der Abstammung amerikanischer Staatsbürger bearbeitet.

Schließlich muß noch daran erinnert werden, daß bei zunehmender Bevölkerungszahl und wachsender Industrie nicht wenige Bewohner unserer Dörfer ihren Wohnsitz dorthin verlegt haben, wo sie Arbeit fanden. Trotzdem ist die Kirchengemeinde zahlenmäßig gewachsen. Dabei muß bedacht werden, daß die Kindersterblichkeit bis in die zwanziger Jahre im Vergleich zu heute sehr groß gewesen ist. Wenn trotz der hohen Kindersterblichkeit, trotz Ab- und Auswanderung die Bevölkerungszahl in der Kirchengemeinde zugenommen hat, so hat das seinen Hauptgrund in der Geburtenfreudigkeit jener Jahre. Die Mitgliederzahl der Kirchengemeinde ist von 1776 bis 1880 von 1395 auf 2386 gestiegen, hat sich also innerhalb eines Jahrhunderts fast verdoppelt. Bis 1939 ist sie nochmals um 500 gewachsen. Noch zu Beginn der siebziger Jahre war die Taufziffer fast doppelt so hoch wie die Sterbeziffer. Hier hat sich seit 1973 eine völlige Umkehr vollzogen. Seit diesem Jahre ist die Zahl der Verstorbenen doppelt, in einigen Jahren sogar dreimal so hoch gewesen wie die der Getauften. Wenn die Bevölkerungszahl der Dörfer und die Mitgliederzahl der Kirchengemeinde trotzdem nicht kleiner, sondern größer geworden ist, so hat das seinen Grund nicht in dem natürlichen Zuwachs, sondern in der Zuwanderung. Daß die Mitgliederzahl der Kirchengemeinde in den fünfziger Jahren sogar bis auf 4400 stieg, war eine Folge des Krieges. Doch ein großer Teil der Ostvertriebenen ist in den folgenden Jahren in die Städte abgewandert, so daß sich die Mitgliederzahl der Kirchengemeinde seit Jahren bei 3400 bis 3500 eingependelt hat. Waren die Bewohner der Dörfer bis 1939 fast ausschließlich evangelisch-reformiert, so hat sich das durch den Zustrom der Ostvertriebenen geändert. Gegenwärtig wohnen außer 3400 Evangelischen etwa 280 Katholiken sowie ca. 130 Angehörige anderer christlicher Gemeinschaften oder Konfessionslose im Bereich der Kirchengemeinde.

Diese kurzen und unvollständigen Hinweise auf die wirtschaftliche, soziale und bevölkerungspolitische Entwicklung mögen genügen. Die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzende Industrialisierung hat auch das Leben der Landbevölkerung nicht unberührt gelassen.

Die Zahl der Dorfbewohner, die früher ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft erworben haben, hat mit der zunehmenden Mechanisierung der Landwirtschaft stetig abgenommen. Ebenso ist die Zahl der landwirtschaftlichen Klein- und Nebenerwerbsbetriebe seit einigen Jahrzehnten immer geringer geworden, um schließlich ganz zu verschwinden. Der bäuerliche Teil der Dorfbevölkerung, die einst das Bild des Dorfes und seine Lebensgewohnheiten bestimmt haben, ist zu einer verschwindend kleinen Minderheit geworden. Im Kirchdorf selber sind im Zuge der Agrarreform noch vier landwirtschaftliche Vollbetriebe übriggeblieben. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den anderen Dörfern der Kirchengemeinde. Das Auto, die Medien, der Tourismus sowie die Massenerzeugnisse der Industrie haben die Lebensweise der Landbewohner der städtischen Lebensart angepaßt.

Auf die Jahre kriegerischer Auseinandersetzungen, die nicht nur die Landkarte, sondern auch das Leben und Denken der Menschen verändert hatten, folgte eine Zeit der Ruhe und Beschaulichkeit. Die Menschen waren des großen Welttheaters überdrüssig. Sie suchten das Glück im Winkel. Es ist die Zeit des Biedermeiers. Sie reicht bis in die vierziger Jahre. Selbstgenügsamkeit, Beschaulichkeit, Beschränktheit sind die Kennzeichen dieser Epoche. Ein Schneidermeister einer deutschen Kleinstadt, so wird berichtet, habe seinen Landesvater anlässlich eines Besuches mit den Worten begrüßt: „Unter deinen Flügeln kann ich sicher bügeln.“ Mögen diese Worte so gesprochen worden sein, mögen sie erfunden sein, sie charakterisieren das Leben und Denken der Menschen jener Epoche.

Es war die Zeit der Heiligen Allianz. Die Zeit, da die verbündeten Großmächte Österreich, Preußen und Rußland darauf bedacht waren, in ihren Ländern die alten Verhältnisse zu erhalten oder wieder herzustellen. Das galt auch für alle deutschen Länder.

Im kirchlich-religiösen Bereich begannen die Auseinandersetzungen zwischen dem Rationalismus, der kirchlichen Ausprägung der Aufklärung, und den hier und da auftauchenden Erweckten, die sich nicht mehr mit dem platten Vernunftglauben, wie er auf den meisten Kanzeln verkündigt wurde, zufriedengeben wollten. Es waren vor allem die schon erwähnten Sendboten der Brüdergemeine, die fast ein Jahrhundert lang unser Land besucht haben. Sie sammelten die kleinen und größeren Kreise der Erweckten, um sie im Glauben zu stärken und zu Werken der Liebe zu ermutigen. Der letzte dieser Sendboten hieß Berking. Er war in Bielefeld stationiert und besuchte die lippischen Kreise von 1835–1842. Butterweck schreibt: „Das besondere Verdienst der Sendboten bestand darin, daß sie in der Zeit des kalten Rationalismus die geringe Schar ‚der Erweckten durchwintert‘ haben und daß sie für das große Werk der Heidenmission unter der lippischen Bevölkerung mehr Liebe und Verständnis erzeugt haben.“ Bekannt war die Heidenmission in Lippe schon im 18. Jahrhundert. Damals studierten viele lippische Theologen in Holland. Manche traten auch in holländische Dienste, unter anderem ein Bruder des Begaer Pastors Reuter. Letzterer hatte ebenso wie sein Bruder eine holländische Hochschule besucht.

Der rationalistische Fortschrittsglaube war schon in den napoleonischen Kriegen erschüttert worden. Er vermochte den durch die Französische Revolution und die ihr folgenden Kriege verunsicherten Menschen keine befriedigende und befreiende Antwort auf die Probleme ihrer Zeit zu geben. Doch zu einer geistig-geistlichen Auseinandersetzung kam es erst in den folgenden Jahrzehnten. In Lippe fand diese Auseinandersetzung ihren Höhepunkt in dem sogenannten Katechismusstreit.

Dieser Kampf um die Wiedereinführung des Katechismus im Unterricht der Schule und Kirche ist nicht nur innerhalb der Pastorenschaft des Landes geführt worden. Unter den Pastoren waren es anfangs nur wenige, die sich für die Wiedereinführung des Katechismus eingesetzt haben. Doch weite Kreise der Bevölkerung haben in diesem Streit Stellung bezogen. Wäre das nicht der Fall gewesen, wären die Auseinandersetzungen vermutlich nicht mit solcher Heftigkeit geführt worden. Der Katechismusstreit ist weit über das Land hinaus auf Interesse gestoßen. Er hat seinen Niederschlag in mancherlei Publikationen innerhalb und außerhalb Lippes gefunden. Wer

diese Auseinandersetzungen verfolgt, gewinnt den Eindruck, als habe sich das Volk doch nicht damit zufrieden gegeben, wenn es unter den Flügeln der landesherrlichen Obrigkeiten ungestört bügeln konnte. Hinter dem Kampf, der formal um die Wiedereinführung des Katechismus als Unterrichtsbuch ging, stand die Frage nach dem rechten Verständnis der Heiligen Schrift, die Frage nach der Rechtfertigung des Menschen vor Gott.

Sie hatte 300 Jahre zuvor schon einmal die Menschen umgetrieben und schließlich zur Spaltung der Kirche geführt. Auch in dem Katechismusstreit war gelegentlich von einer Separation von der Kirche die Rede. Zu den Hauptstreitern für den Katechismus gehörte der spätere Begaer Pastor Stockmeyer. Darum soll dieses Streites hier ein wenig ausführlicher gedacht werden.

Wie war es zu diesem Streit gekommen? Schon in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts waren Stimmen laut geworden, die den Katechismus für nicht mehr zeitgemäß hielten. Der Generalsuperintendent Ewald hatte erklärt, man brauche „einen zweckmäßigen, populären Katechismus“. Ewald, der wie viele seiner Pastoren an den Fragen der Jugendunterweisung lebhaft interessiert war, führte 1788 ein von ihm verfaßtes Religionsbuch ein mit dem Titel „Lesebuch für Landschulen und zum Gebrauch der Landleute in ihren Häusern“. Schon an dem Titel ist zu erkennen, daß das Buch nicht nur für die Schulen bestimmt war, sondern auch zur Unterhaltung und Bildung der Erwachsenen beitragen sollte. Dabei ist zu bedenken, daß es in jener Zeit kaum Bücher in den Häusern der Landleute gab und viele des Lesens nicht kundig waren. Das Buch war, dem Geist der Zeit entsprechend, in einem lehrhaft moralisierenden Stil abgefaßt. Es sollte den Katechismus mit seinen für Kinder schwer verständlichen dogmatischen Aussagen ersetzen. Ewald, dem seine Tätigkeit nach den Auseinandersetzungen mit dem Adel stark verleidet war, verließ Lippe 1795. Zu seinem Nachfolger wurde der Oerlinghauser Pastor von Cölln berufen. Dieser hatte schon 1777 eine Berufung auf die Pfarrstelle in Meinberg mit der Begründung abgelehnt, er könne und wolle sich nicht an den Heidelberger Katechismus binden. 1794 veröffentlichte er ein Religionsbuch mit dem Titel „Christlicher Unterricht nach der Geschichte und Lehre der Bibel für Kinder auf dem Lande“. 1802 verfaßte er ein „Christliches Lehrbuch zum Gebrauch für die Jugend in Bürger- und Landschulen“. Die Schulen unterstanden damals dem Konsistorium.

Das erklärt, warum es vornehmlich Männer der Kirche waren, die damals die Schulbücher publiziert haben.

Cölln starb 1804. Zu seinem Nachfolger berief die Fürstin Pauline 1805 den aus Barmen gebürtigen Pastor Ferdinand Weerth. Dieser verfaßte 1811 den „Leitfaden für den Religionsunterricht in den Schulen“. Der „Leitfaden“ sollte nach den Worten seines Autors aufnehmen und fortführen, was Weerths Vorgänger begonnen hatten.

Weerth, das muß trotz aller Kritik an seinem „Leitfaden“ festgehalten werden, hat sich große Verdienste um das lippische Schulwesen erworben. Butterweck schreibt: „Er war ein mit hohen Geistesgaben ausgerüsteter Mann, sein theologischer Standpunkt neigte zum Rationalismus. Davon zeugt sein 1811 im Anschluß an Cöllns Lehrbuch erschienener ‚Leitfaden‘, um den sich 1838 ein Jahrzehnte langer Kampf entspann. Streng gegen sich selbst, milde gegen Irrende, leutselig gegen jedermann, mitfühlend mit Bedürftigen und Notleidenden . . .“ Bei seinen Schulvisitationen hat

er auch die Schulen des Kirchspiels Bega besucht. Die lippische Lehrerschaft hat ihn nach seinem Tode dadurch geehrt, daß sie ihm in der Nähe des Lehrerseminars in Detmold ein Denkmal errichtete.

Was hatte den Widerspruch zu den von den drei Generalsuperintendenten herausgegebenen Lehrbüchern hervorgerufen? Für die Rationalisten stand nicht die Offenbarung Gottes in Jesus Christus im Mittelpunkt ihres Denkens und Lehrens, sondern die menschliche Vernunft. Das von ihnen entworfene Christusbild ist losgelöst von der biblischen Offenbarung. Ziel der Religion, so hat es einer der Rationalisten ausgedrückt, ist „durch Kenntnis und Ausübung derselben eine dauerhafte Glückseligkeit zu erlangen“. Jesus Christus ist nicht der Erlöser, sondern der gütige Lehrer. „Gott sandte ihn aus Liebe, um die Menschen zu belehren, zu bessern, zu beruhigen, zu beseligen“, schreibt Weerth. Und sein Vorgänger von Cölln meinte, „wer diesem Gesandten Gottes glaubte, wie Gott selbst, und sich durch ihn wollte belehren, helfen, bessern lassen, der sollte durch seine Hilfe auf ewig glücklich werden“. Für Weerth war Jesus der „größte Wohltäter, der je Menschen erschienen war“. Cölln pries ihn als das „Ideal eines sittlichen Menschen“, dem er „ein Muster der Tugend sein wollte“, als den „Lehrer und Beglucker der Welt“, den „großen Welterleuchter“ und „Weltaufklärer“. In einer Predigt sagte Ewald: „Nur diejenigen dürfen sich als ‚aufgeklärt‘ bezeichnen, die über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, über Menschenrecht, Menschenfreiheit, Menschenbestimmung, über das Verhältnis der Menschen gegen Menschen und Gott richtig denken. Wer darüber richtig denkt und diese seine Erkenntnis verbreitet bis sie allgemein geglaubt und angenommen ist, der verdient den großen Titel ‚Weltaufklärer‘, ‚Licht der Welt‘. Darum“ so fährt Ewald fort, „lasset uns zu ihm (Jesus) gehen, wenn wir aufgeklärte Menschen werden wollen, das allerdings unser Beruf ist. In jedem Fache geht man so gern zu dem größten Meister, der am meisten geleistet und gewirkt hat.

Und wo wollen wir einen größeren Meister finden als Ihn, der sich das ‚Licht der Welt‘ nannte und ‚Licht der Welt‘ war? . . .“ So lehrten nicht nur die vom Geist des Rationalismus geprägten Generalsuperintendenten, so wurde auch auf den meisten Kanzeln im Lande gepredigt.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Pastoren dieser Zeit großen Einfluß auf die allgemeine Volksbildung gehabt haben. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich nicht nur auf die Schulen, sie umfaßte das gesamte Volksleben. Vielleicht hat die Kirche weder zuvor noch hernach soviel für die allgemeine Volksbildung getan wie in dieser Zeit. Die Pastoren waren in jener Zeit die einzigen Multiplikatoren, die neue Erkenntnisse in der Pädagogik, in der Landwirtschaft, im Obstbau und auf vielen anderen Gebieten bis ins letzte Dorf weitergeben konnten. Die Kirche war in den Dörfern der einzige Ort, wo sich größere Scharen versammeln konnten. Darum bedienten sich auch die Obrigkeiten der Kanzeln, um die Untertanen zu informieren. Die Predigt sollte vor allem belehren, sollte die Hörer bilden, sollte sie in ihrem sittlich-moralischen Verhalten stärken und sie in der Tugend vervollkommen. Die Pastoren haben in dieser Zeit ein „Volksbildungswerk“ aufgebaut, das zum mindesten ebenbürtig neben dem steht, was heute für die allgemeine Volksbildung getan wird. Weerth wurde von manchem seiner Kollegen nachgesagt, er sei auf dem Gebiet der Pädagogik und der Schule stärker engagiert als im Bereich der Kirche. Er wies die Pastoren an, sich besonders um die Fortbildung der aus dem Seminar kommenden jungen Lehrer

zu kümmern. Als der Pastor Vette in Bega 1807 den Auftrag erhielt, sich ihrer Weiterbildung anzunehmen, wandte er sich an die Lehrer des Kirchspiels mit den Worten: „Meine lieben Freunde! Lassen Sie uns mit reiner Liebe zur Religion und Sittlichkeit, dem Ziel der dauernden Selbstvervollkommnung näher streben, lassen Sie uns durch gegenseitige freundschaftliche Mitwirkung unterstützt, es versuchen, inwieweit wir unseres Wissens Grenzen erweitern, unseren Lehrvortrag, unsere Methode verbessern können. Manche frohe Stunde habe ich im Kreise ihrer Schüler verlebt und mit inniger Freude das Interesse gemerkt, das für die heilige Sache der Menschenbildung durch ihr Wirken sich aussprach, und wenngleich Ihre Arbeiten den nötigen Grad von Vollendung nicht erreicht haben, so muß doch jene teure Erfahrung mich mit ihnen vereinigen und mit Vertrauen zu Ihnen erfüllen, die Zuversicht mir einflößen, daß Sie meine Vorschläge zu unserer Fortbildung hören und in diesen kein unfruchtbares Streben nach Herrschaft über sie finden werden . . .“ Vette wandte sich mit diesem Schreiben in erster Linie an die jungen Lehrer seines Kirchspiels, die in Detmold eine seminaristische Ausbildung erhalten hatten. Bei den Schulmeistern alter Art dürfte er wenig Verständnis für sein Anliegen gefunden haben. Von dem alten Küster Märtens, der die Begaer Jugend länger als 40 Jahre unterrichtet hat, dürfte gelten, was sein Kollege Burre in Großenmarpe einige Jahre später über sich sagte:

Ein Schulmann neuerer Zeiten
wird Burre einmal nicht,
nein, nur ein älterer Wicht.
Er bleibt ein leerer Kopf
und ganz gemeiner Tropf.
Er mache, was er will.

Ein Schulmann älterer Zeiten,
dürft er vielleicht wohl sein.
Dazu stimmt man wohl ein.
Kann rechnen, schreiben, lesen,
schon lang ist das gewesen,
das wird wohl alles sein.

So ist er aufgewachsen,
ohn Bildung, Unterricht,
wird Meister ewig nicht.
Dies kann er nicht auf Erden
durch höhere Schulen werden.
Er war kein Seminarist.

Auch Märtens, dem die Fürstin Pauline bescheinigt hatte, er sei in der Schule nicht sehr nützlich gewesen, erklärte gelegentlich einer Besprechung, daß er nicht gerade ein Rechenmeister sei, sich aber getraue, den Schülern die vier Rechenarten beizubringen. Er war in Bega der letzte Küster und Schulmeister alter Art. Sein Nachfolger wurde 1806 der im Seminar ausgebildete Küster Tintelnot. Er wird an Vettes Be-

streben, die Lehrer weiterzubilden, mehr Interesse gehabt haben als sein Vorgänger Märtens.

Vettes Nachfolger Wöhlberg (1818–1834) wurde die undankbare Aufgabe zuteil, ein neues Schul- und Pfarrhaus bauen zu müssen. Nach langen, unerquicklichen Verhandlungen mit den Dorfvorstehern wurde 1827 das Fachwerkhaus errichtet, das 1953 abgebrochen und durch das jetzige Gemeindehaus ersetzt worden ist. Die Verhandlungen über die Errichtung eines neuen Schulhauses scheiterten am Widerspruch der Dorfvorsteher. Erst 1848 konnte der von dem Bauconducteur Merkel entworfene Plan verwirklicht und das am Kirchplatz gelegene Gebäude errichtet werden. In ihm sind die Begaer Schüler bis zur Errichtung des neuen Schulhauses im Jahre 1937 unterwiesen worden. Dies Haus hat nur drei Jahrzehnte als Schulhaus gedient. In den sechziger Jahren wurden die vorerst letzten Schulgebäude in Bega errichtet. Sie werden seit der Schulreform von der Berufsschule in Brake als Unterrichtsräume benutzt.

Während Wöhlbergs Amtszeit wurde vom Konsistorium angeordnet, aus hygienischen Gründen Totenhöfe außerhalb der Ortschaften anzulegen. In Bega waren seit Bestehen der Kirchengemeinde die Toten rings um die Kirche bestattet worden. Doch bedurfte es auch hier langer Verhandlungen, bis 1840 der erste Teil des jetzigen Friedhofes in Gebrauch genommen werden konnte. Während diese für die Kirchengemeinde nicht unwichtigen Verhandlungen stattfanden, wurde innerhalb und außerhalb der Gemeinde um den Katechismus, das heißt um eine Erneuerung des kirchlich-religiösen Lebens gestritten. Wenn schon das Konsistorium, dessen Vertreter selbst vom Geist des Rationalismus erfaßt waren, 1800 die Pastoren anwies, künftig „keine für den Ort und den Zweck des öffentlichen Gottesdienstes unschicklichen Materien in den Predigten vorzutragen, die selbst dem Landmann wegen ihrer unpassenden Verbindung mit religiösen Gegenständen so wenig gefallen, daß kein Zweck dadurch erreicht, vielmehr die Predigt wie der Prediger dadurch ihm lächerlich gemacht werden. Gibt es indessen Prediger, die einen besonderen Beruf zu haben glauben, ihre gesammelten Kenntnisse dem Landmann nützlich zu machen, welches sehr verdienstlich ist, die ihn über ökonomische, physikalische, diätetische und technologische Gegenstände aufklären wollen, die werden wohlthun, wenn sie dazu andere passende Gelegenheit aufsuchen.“ Nicht, daß sich Prediger über Gegenstände der Pädagogik und Politik, der Land- und Forstwirtschaft verbreiten, wird getadelt – es gab kaum andere, die es hätten tun können –, sondern daß es am falschen Ort und zur falschen Zeit geschah, nämlich im sonntäglichen Gottesdienst. Doch hat es mehrere Jahrzehnte bedurft, bis eine neue Theologen-Generation herangewachsen war, die ihren Auftrag wieder in der Verkündigung der biblischen Botschaft sah.

Einer der profiliertesten Vertreter dieser neuen Theologie sollte der 1798 in Brake geborene Karl Stockmeyer werden. Er war, wie seine Altersgenossen, im Geist seiner Zeit aufgewachsen. Sein verehrter Lehrer Reinert hatte ihn im Lemgoer Gymnasium mit dem Geist des klassischen Altertums bekannt gemacht. Das theologische Studium hatte er an der Universität in Tübingen absolviert. Nachdem er von 1821–1826 Pfarrgehülfe in Oerlinghausen gewesen war, wurde ihm im selben Jahre die Pfarre in Haustenbeck übertragen. Hier ist er bis 1829 tätig gewesen. Von 1830 bis 1856 war er Pastor in Meinberg. In diesem Jahre kam er nach Bega. Hier wurde er zum Super-

Karl Stockmeyer
geb. 1798 in Brake
gest. 1857 in Bega
Pastor in Bega
vom 1. Februar 1857
bis 28. Juli 1857



intendenten der Klasse Varenholz ernannt. Er starb jedoch bereits im nächsten Jahre. Stockmeyer war ein vielseitig interessierter und begabter Mann. Davon zeugen seine vielfältigen Publikationen im Lippischen Magazin und in dem „Evangelischen Monatsblatt für Westfalen“, zu dessen Herausgebern er gehörte. Außerdem sind von ihm zwei Gedichtbände erschienen. Aus seinen Veröffentlichungen ist zu erkennen, daß sich in seinem Leben eine Wende vollzogen hat. Davon zeugen die beiden Gedichtbände. Während die Gedichte des ersten 1831 erschienenen Bandes die verschiedensten Ereignisse und Erlebnisse zum Gegenstand haben, sind die in dem Band „Bethanien“ veröffentlichten Gedichte größtenteils religiösen Inhaltes.

Wir wissen nicht, ob es sich bei Stockmeyer wie bei Calvin um eine subita conversio, um eine plötzliche Bekehrung handelt. Wahrscheinlicher scheint es zu sein, daß sich die Wende in seinem Leben und Denken in einem längeren Lehr- und Lernprozeß vollzogen hat.

Was einer seiner Mitstreiter im Kampf um den Katechismus, der Pastor Melm, ausführt, dürfte auch für Stockmeyer zutreffen. Der Falkenhagener Pastor Melm begründete seine Ablehnung des Weerthschen Leitfadens mit folgenden Worten: „Daß

ich nun gleichwohl mich verstanden habe, den Leitfaden ungeachtet seiner Mängel zu gebrauchen und erst jetzt (1842) mich gedrungen fühle, dies nicht mehr zu tun, oder mich vielleicht davon loszumachen, nachdem ich mich nie rechtlich daran gebunden gehalten und auch im Unterricht davon abzugehen, mich vielfach genötigt gesehen habe, mag freilich auf den ersten Blick auffallend sein. Bei näherer Erwägung möchte es aber doch wohl erklärlich erscheinen, da das Fortschreiten in der Religionserkenntnis in der Regel nicht so schnell geht, daß man schon in jüngeren Jahren darin zu völliger Entschiedenheit und zu einem gewissen festen Bestande seiner Überzeugung zu gelangen pflegt, wie ja auch viele Jahre dazu gehört haben, bis daß man überhaupt die Mangelhaftigkeit des ‚Leitfadens‘ und die Erforderlichkeit eines anderen Religions-Lehrbuches anerkannt hat.“ Soweit Melm, der Hauptwortführer im Kampf gegen den „Leitfaden“.

Auch bei Stockmeyer hat dieses „Fortschreiten in der Religionserkenntnis“ stattgefunden. Das ist seinen späteren, zum Teil gedruckten Predigten zu entnehmen. Vermutlich hat sich dieses „Fortschreiten in der Religionserkenntnis“ während seiner Meinberger Zeit vollzogen. Denn sein Freund Begemann, Pastor in Cappel, schreibt nach Stockmeyers Tode in den Westfälischen Monatsblättern, daß es Meinberg war, „wo ihm nach etlichen Jahren ein heller Schein von der Erkenntnis Jesu Christi ins Herz gegeben wurde. Sein wahres poetisches Gemüt ließ ihn auf die Dauer kein Genüge finden in der Fadheit und Unwahrheit des Rationalismus . . .“

Einen Einblick in seine innere Entwicklung läßt er uns tun in seinem Gedicht „Die Frommen“. Darin heißt es u. a.:

Vorüber zogen sie. – Ein Schauer
durchrieselte mir Mark und Bein.
Zerknirschung sollt' und Todestrauer
des Lebens höchste Feier sein?

So fragt er. Am Schluß ruft er den Frommen zu:

Vergrabt nicht in des Heilands Wunden
dampfbrütend Geist und Tat und Sinn!

Offensichtlich wollte der Verfasser dieses Gedichtes nichts mit den „Frommen“ zu tun haben. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten hat eine langwierige und heftige Auseinandersetzung über den Pietismus, der in der Erweckungsbewegung des vorigen Jahrhunderts seine Neubelebung erfahren hatte, stattgefunden. Stockmeyer distanzierte sich zwar vom Pietismus, setzte sich aber für seine berechtigten Anliegen ein. Er schreibt: „Der Pietismus ist eines der bedeutendsten Zeichen unserer Zeit, das gewiß nicht unbeachtet gelassen werden darf. Sein ziemlich weitverbreitetes Wiederaufleben muß dem aufmerksamen Betrachter um so merkwürdiger vorkommen, als das hochgepriesene Universalmittel der religiösen Aufklärung seit länger als einem halben Jahrhundert in den stärksten Dosen ohne den geringsten Erfolg dagegen angewandt wurde, daß vielmehr das Übel nur noch stärker und ansteckender geworden zu sein scheint. So wenig auch die sonst vorherrschenden politischen und materiellen Interessen der Zeit mit jener Richtung zusammenstimmen, so ist sie

doch wirklich vorhanden und hat ihre unleugbare Geltung . . .“ Wer fühlte sich bei diesen Worten nicht in die Gegenwart versetzt?!

Im folgenden würdigt Stockmeyer in 17 Thesen die Bedeutung des Pietismus für das kirchliche und gesellschaftliche Leben seiner Zeit. „Es ist“, so schreibt er, „ein eitles Bemühen, durch bloße Aufklärung den Pietismus bekämpfen und ihm entgegenarbeiten zu wollen . . . Denn Aufklärung räumt wohl Irriges hinweg, ohne etwas Positives zu geben. Sie kann die Verstandesbegriffe berichtigen, aber die Herzensbedürfnisse nicht befriedigen . . .“ Das sind geradezu prophetische Worte im Blick auf die geistige und geistlich-kirchliche Situation unserer Zeit. Auch was er in der 14. These sagt, ist sehr zeitgemäß: „Man rühmt unsere Zeit als die liberale: die Menschenrechte sollen geachtet werden, auch die Niedrigen will man erleichtern und heben. Wohltätigkeit in zeitlichen Gaben wird vielfältig angepriesen und auch geübt. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die Menschen der verschiedenen Stände bleiben sich doch sehr fremd und fern, weil sie in dem Heiligsten, was es für sie gibt, keine Gemeinschaft zu haben scheinen. Darum vereinigt die Pietisten aller Stände ein so inniges Band der Gemeinschaft, weil sie auf gleiche Weise alle für ihren Erlöser sich bekennen.“ Wenn Stockmeyer schreibt: „Wir sollten uns nicht schämen, zu gestehen, daß wir auch von den Pietisten lernen können, insonderheit aufzumerken auf das, woran es bei uns mangelt und was Not tut in der übrigen Christenheit“, so ist ihm heute nur beizupflichten.

Stockmeyer, so scheint es, hat die geistige Lage und die kirchlichen Probleme seiner Zeit besser erkannt und verstanden als weite Kreise der offiziellen Kirche und ihrer Theologie. Ein anonymen Gegner bezeichnete den Pietismus als eine Krankheit. Ein Arzt, so schreibt der Anonymus in Nummer 52 des Lippischen Magazins von 1840, habe erklärt: „Durch Predigen und Belehren aller Art sey gegen diesen Krankheitszustand wenig auszurichten. Indeß sey, besonders in jüngeren Jahren, ein guter Präservativ (Vorbeugungsmittel) dagegen, des Abends vor dem Schlafengehen ein oder zwei Glas kaltes Wasser zu trinken und sich nicht eher zu Bette zu begeben, als bis man durch Fleiß und Arbeit ermüdet sei.“

Hier scheint der Rationalismus des anonymen Schreibers und Gewährsmannes jenes unbekannten Arztes in völlige Irrationalität umzuschlagen. Stockmeyer, weit entfernt selbst ein Pietist zu sein, als er 1835 seine Stellungnahme zu dem Pietismus veröffentlichte, ist den Kreisen der Erweckten in den folgenden Jahren immer näher gerückt. Diese fanden sich weniger unter der Pastorenschaft des Landes als unter den Gemeindegliedern.

In den Gemeinden nahm von Jahr zu Jahr die Zahl derer zu, die sich nicht mehr an den rationalistischen Predigten ihrer Pastoren genügen lassen wollten. Doch es waren nicht zuerst die Predigten der Pastoren – ihnen konnte man fernbleiben! –, die den Widerspruch in den Gemeinden hervorriefen, sondern der Religionsunterricht in Schule und Kirche. Die wachsende Zahl der Erweckten wollte nicht, daß ihre Kinder weiter nach dem rationalistischen „Leitfaden“ des 1836 verstorbenen Generalsuperintendenten unterrichtet wurden. Als 1829 eine neue Auflage erschien, war schon auf einer Konferenz der Prediger heftig über das Für und Wider dieser Neuauflage gestritten worden. In den nächsten Jahren wurde der Disput im Lippischen Magazin fortgesetzt. Als der Oerlinghauser Pastor Volkhausen 1839 im Lippischen Magazin einen Beitrag veröffentlichte unter der Überschrift „Für die Beibehaltung

des Leitfadens für den Religionsunterricht“, antwortete Stockmeyer ihm mit einem Artikel unter dem Titel „Gegen die Beibehaltung des Leitfadens“. Ein anonym Verfaßter eiferte unter dem Motto „Es geht ein dunkler Geist durch unser Haus“ gegen seine Wiedereinführung. Stockmeyer schrieb eine Erwiderung unter dem Thema: „Die Kirche, die Wissenschaft und der Katechismus“. Es wurden Bittschriften für und wider die Einführung des Katechismus verfaßt. Stockmeyer schrieb: „Ein Katechismus ist das Bekenntnis der Kirche in populärer Fassung, nicht allein für die Kinder, die danach unterrichtet werden, sondern auch für die Gemeinden und ihre Prediger.“ Nach Stockmeyers Meinung fehlte dem „Leitfaden“ die wichtigste Erkenntnis der Reformation, nämlich die Rechtfertigung durch den Glauben. Doch das landesherrliche Konsistorium ließ sich in seiner Meinung nicht beirren. Am 8. Juli 1844 gebot es allen Predigern den Gebrauch des „Leitfadens“ im Unterricht der Schule wie in der Kirche; zugleich verbot es die Verwendung des Katechismus. Im Oktober 1844 kam es zu einer Protestaktion der Pastoren Melm in Falkenhagen, Rodewald in Wöbbel, Stockmeyer in Meinberg, Krücke in Langenholzhausen und Schmidt in Lemgo. Gegen sie wurde vom Konsistorium ein förmliches Verfahren eingeleitet, das aber im März 1845 eingestellt wurde. Väter, die ihren Kindern verboten hatten, Lehrstücke aus dem „Leitfaden“ auswendig zu lernen oder sie gar vom Religionsunterricht ferngehalten hatten, wurden mit Geldstrafen belegt. Anderen, die sich in einer Petition für die Wiedereinführung des Katechismus an den Fürsten gewandt hatten, wurde vom Konsistorium geantwortet, „daß ihnen hierüber bei ihrer beschränkten Einsicht kein Urteil zustehe“.

Eine Folge des hartnäckigen konsistorialen Festhaltens an dem „Leitfaden“ war die Entstehung der Neuen evangelischen Gemeinde in Lemgo. Sie hatte sich aus Protest gegen das Konsistorium gebildet. Ebenfalls aus Protest gegen eine Entscheidung des Lemgoer Magistrates, der in den lutherischen Kirchen der Stadt ein erhebliches Mitspracherecht hatte, bildete sich 1849 die lutherische Gemeinde Bergkirchen.

Die sich von der Landeskirche separierenden Gemeindeglieder beriefen sich auf die im Revolutionsjahr 1848 beschlossenen Grundrechte des deutschen Volkes.

Stockmeyer, der durch seine Publikationen nicht unerheblich zum Ausgang dieses Kampfes beigetragen hatte, erlebte 1856 die Genugtuung, daß durch Fürstlichen Erlaß der Heidelberger Katechismus an Stelle des „Leitfadens“ im Unterricht der Schule und Kirche wieder als verbindliches Lehrbuch eingeführt wurde. Stockmeyers und seiner Mitstreiter Gedanken waren jedoch nicht nur auf die obrigkeitliche Wiedereinführung des Katechismus im Unterricht gerichtet. Wichtiger war ihnen, daß der Rationalismus in Kirche und Schule überwunden und in den Gemeinden wieder die reformatorische Lehre gepredigt werde. Der Glaube der Gemeinden aber nährt sich zu einem nicht geringen Teil aus dem Gesangbuch. Doch waren die meisten Lieder seit Ende des 18. Jahrhunderts in den gebräuchlichen Gesangbüchern durchtränkt vom Geist des Rationalismus. Darum war Stockmeyer darauf bedacht, auch hier eine Änderung herbeizuführen. Als 1844 eine zweite unveränderte Ausgabe des 1828 von Weerth herausgegebenen Gesangbuches erschien, veröffentlichte Stockmeyer eine Sammlung alter und neuer Lieder. Er schrieb dazu: „Ein offenkundiges Zeugnis für den Notstand der evangelischen Kirche geben die meisten Kirchengesangbücher der Gegenwart, auch die beiden in unserem Lande eingeführten, so-

wohl das der reformierten als das der lutherischen Kirche.“ Den Hauptschaden sah er darin, „daß die besten Kernlieder größtenteils gänzlich ausgestoßen sind“. Die noch vorhandenen sind „verstümmelt und verfälscht, modernisiert, sodaß sie nicht nur ein anderes Angesicht, sondern auch einen anderen Geist und Sinn haben“. U. a. bemerkt er, „sind eine nicht geringe Zahl solcher Gesänge eingeschoben, welche geradezu dem evangelischen Bekenntnis widerstreiten, sonderlich die menschliche Vortrefflichkeit und Tugend ungebührlich preisen . . .“ Manche Lieder des Gesangbuches bezeichnet er als „trockene, langweilige, zum Teil ganz ungenießbare Pflichtgesänge, die niemanden begeistern können. Das Ganze erscheint als ein bunter Haufen von allerlei nicht zusammengehörender Gattung, aus welchem sich noch etliche edle Gestalten, denen es aber ganz unheimlich in dieser Versammlung wird, hin und wieder erheben.“

Wer dies Gesangbuch zu Gesicht bekommt, kann Stockmeyer nur beipflichten. Es enthält nicht gerade einen Schatz geistlicher Lyrik. So sind, um nur eines zu nennen, dem Refomationslied „Ein feste Burg ist unser Gott“ zwei Strophen vorangesetzt. In ihnen setzen sich die Sänger von dem Inhalt des Liedes ab, indem sie singen: „Herr, unser Gott, wir denken heut an unsrer Väter Glauben . . .“ In den ebenfalls angefügten Schlußstrophen heißt es: „So sangen sie (sie, nicht wir!) und weit erschollen ihre Lieder . . .“ In einem anderen Liede werden die Eltern gemahnt: „Groß ist, ihr Eltern, eure Pflicht! Verzärtelt eure Kinder nicht; gewöhnet sie in früher Zeit zu nützlicher Geschäftigkeit. – Gewöhnt sie an der Tugend Müh', an Ernst und Fleiß und lehret sie, daß Arbeit keine Sklaverei, daß sie das Glück des Menschen sei.“ Ihnen ließen sich noch viele andere moralisierende Reimereien hinzufügen.

Stockmeyer hat aber nicht nur Kritik geübt an den Plattheiten und Geschmacklosigkeiten mancher Lieder und ihrer rationalistischen Moral. Er hat ein kleines Büchlein mit 70 „Auserlesenen Gesängen“ herausgegeben. Dieses Büchlein hat sich in weiten Kreisen großer Beliebtheit erfreut. Bald nach Stockmeyers Tode war schon die fünfte Auflage vergriffen. „Einer seiner Amtsbrüder“, so berichtet Stockmeyers Freund Begemann, „legte es auf seinen Sarg, wie man einem Kriegsmann sein Schwert, mit dem er gestritten hat, auf den Sarg legt.“ Vermutlich hat dieses Büchlein, das „gleichsam eine notwendige Brücke zum Bessern bilden sollte“, am stärksten dazu beigetragen, daß der Umbruch im Glauben und Leben der Christen in den Gemeinden bekannt und nachvollzogen werden konnte.

Der Initiative Stockmeyers ist die im Jahre 1829 erfolgte Gründung der Detmolder Predigerkonferenz zu verdanken. Im Verlauf des Katechismusstreites kam es zwar zu einer Spaltung. Manche der für den „Leitfaden“ streitenden Pastoren trennten sich von der Konferenz. Anläßlich des 25jährigen Bestehens der Konferenz im Jahre 1844 entbot Stockmeyer ihr einen aus diesem Anlaß gedichteten Gruß. Darin heißt es:

Zwar ist entbrannt auch in der Brüder Mitten
der Geisteskampf um heilig hohes Gut;
schmerzliche Wunden hat der Bund erlitten,
doch nicht verloren Glaubens Trost und Mut.
Er stärk' und helf' uns durch die Sichtungszeiten
geduldig harrend, zukunftsfreudig streiten.

Stockmeyers Wirksamkeit ging weit über Lippe hinaus. Er war nicht nur Mitherausgeber des schon erwähnten „Evangelischen Monatsblattes für Westfalen“. Dieses hat bestanden, bis es in der Zeit des Dritten Reiches verboten wurde. Stockmeyer war auch Sekretär des Christlichen Vereins für Norddeutschland. Dieser hatte sich die Verbreitung christlicher Schriften zur Aufgabe gesetzt. 1853 gab es Bestrebungen, ihn in das Konsistorium zu berufen. Vermutlich aber wollte das Konsistorium, dessen erklärter Gegner Stockmeyer durch viele Jahre hindurch gewesen war, ihn nicht zur Mitarbeit heranziehen. Sein Freund, der lutherische Lemgoer Pastor Clemen, zitiert in diesem Zusammenhang ein Wort des von Stockmeyer seit seinen Jugendtagen so sehr verehrten Goethe:

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche werden Freunde,
Denen das Wesen wie du bist
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?

Als er sich um die Pfarrstelle in St. Johann in Lemgo bewarb, wurde seine Bewerbung unter nichtigen Vorwänden geflissentlich übersehen.

Bei Bewerbungen um eine andere Pfarrstelle hatte er mehrfach die demütigende Erfahrung machen müssen, daß man ihm beim Konsistorium nicht wohlgesonnen war. Darum hatte er seiner Behörde mitgeteilt, er werde sich auf keine andere Pfarrstelle mehr melden. Um so überraschter war er, als dann im Jahr 1856 die Kirchenältesten von Bega die Bitte an ihn richteten, ihre vakante Pfarrstelle zu übernehmen. Der bisherige Inhaber Neubourg war bei Betzen auf dem Wege zu einer Schulinspektion in Wendlinghausen von einem Schlaganfall getroffen worden und bald darauf verschieden. Stockmeyer war den Begaern nicht ganz unbekannt. Er hatte verschiedentlich auf Enthaltensamkeitsfesten in Humfeld gesprochen. Um die Trunksucht unter der Bevölkerung zu steuern, waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sogenannte Antischnaps- oder Enthaltensamkeitsvereine entstanden. Stockmeyer gehörte zu den Gründern der Enthaltensamkeitsbewegung. In Meinberg hatte er einen solchen Verein gegründet. Der Alkoholismus hatte sich in jenen Jahren zu einer Volksseuche entwickelt. Die Not- und Hungerjahre hatten ihm starken Auftrieb gegeben. Stockmeyer hat mit Wort und Tat gegen diesen Volksfeind gekämpft. Unter anderem mit dem Gedicht:

Wer sagt mir an den Übeltäter,
bekannt genug in aller Welt?
Den argen Schmeichler und Verräter,
der kein Geheimnis bei sich hält;
den Zaubrer, der die Augen blendet,
die Zungen löst und stammeln macht,
von grader Bahn die Schritte wendet
am hellen Tage wie bei Nacht.

Den Volksverführer, der zum Naschen
die böse Lust gar bald erweckt,
den Dieb, vor dem kein Geld in Taschen,
im Kasten sicher bleibt versteckt,
der täglich stiehlt und trügt und plündert,
bis Haus und Hof verloren sind,
den kein Gericht bestraft und hindert,
der selber nichts dabei gewinnt.

Den Mörder, den die Opfer lieben,
die er zu Tausenden erlegt,
den keine Reue kann betrüben
und kein Erbarmen je bewegt;
den Satan, den man täglich brennet
und bringt doch zur Verzweiflung nicht. –
Wer ist, der ihn bei Namen nennet
den schändlichen Erzbösewicht?

In Humfeld, wo Stockmeyer 1849 auf dem Enthaltensamkeitsfeste gesprochen hatte, war die Mitgliederzahl des Vereins innerhalb eines Jahres von 130 auf 252 gestiegen. Das hatte zur Folge, daß ein Wirt die Ermäßigung der Tranksteuer beantragte mit der Begründung, durch den Enthaltensamkeitsverein sei sein Umsatz so sehr zurückgegangen, daß er sich nicht mehr in der Lage sehe, die Steuer in ihrer bisherigen Höhe zu entrichten. Es waren die Kreise der Erweckten, aus denen später die Gemeinschaftsbewegung hervorgegangen ist, die sich besonders um die Volksnöte ihrer Zeit gekümmert haben. Sie waren es auch, die in Verbindung mit den Kirchenältesten an Stockmeyer die Bitte richteten, nach Bega zu kommen. Sie wandten sich auch mit einer diesbezüglichen Bitte an den Fürsten. Ihre Bitte hatten sie durch die Unterschriften von 100 Familienvätern bekräftigt. Stockmeyer entsprach dem Wunsch der Bittsteller. Im Herbst 1856 wurde er vom Fürsten zum Pfarrer der Gemeinde Bega berufen und zugleich zum Superintendenten der Klasse Varenholz ernannt. Am 1. Februar 1857 wurde er von seinem Freunde und Vorgänger im Amt des Superintendenten, dem Pastor Krücke aus Langenholzhausen, in sein neues Amt eingeführt. Im selben Jahre wurde ihm auch der Lohn für seinen langjährigen Kampf um die Geltung des Katechismus zuteil: Der Katechismus wurde offiziell als Bekenntnis-, Lehr- und Lernbuch in allen Gemeinden wieder eingeführt. Leider hat er nur wenige Monate in Bega wirken können. Als er meinte, von einer schmerzhaften Krankheit genesen zu sein, predigte er am 20. Juli 1857 wieder im Gottesdienst. Vorsorglich hatten ihm schon Kirchenälteste einen Stuhl auf die Kanzel gestellt. Doch als er anfang zu sprechen, konnte er nur noch die Worte hervorbringen: „... mir ist das Evangelium gegeben; ich predige Euch in Schwachheit, nehmt es nun von mir an; denn es ist gewißlich Gottes Wort ...“ Er wiederholte diesen Satz einige Male. Schließlich kam ein Kirchenältester zu ihm auf die Kanzel und bat ihn, den Segen zu sprechen. Danach wurde er nach Hause geführt. Dort ist er ein paar Tage später gestorben.

Ein reiches und erfülltes Leben war mit Stockmeyers Tod zum Ende gekommen, ein Leben, das seine Erfüllung im Dienst an den ihm anvertrauten Menschen gefunden hatte. Wenn Stockmeyer auch den größten Teil seines Lebens nicht in der Kirchengemeinde Bega verbracht hat, so hat er doch lange bevor er nach Bega kam, schon in Bega gewirkt. Seine Berufung nach Bega war der Dank dieser Gemeinde für das, was er als Kämpfer wider den Geist der Zeit für alle lippischen Gemeinden getan hatte. (In den Gemeindebriefen der Jahre 1976 und 1977 findet sich eine ausführliche Biographie und Bibliographie Stockmeyers.)

Die Ära Mörs 1858–1900

Stockmeyers Nachfolger, Karl Mörs, hat fortgesetzt, was sein Vorgänger begonnen hatte. Theologisch und kirchenpolitisch vertrat er die Richtung seines Vorgängers. Dabei war er aber eine eigenständige, unabhängige Persönlichkeit. Seine langjährige Tätigkeit gründete in der Botschaft, die zu verkündigen ihm aufgetragen war, und in der Liebe zu der ihm anvertrauten Gemeinde, deren Wohl und Wehe ihm bis in seine letzten Lebenstage am Herzen lag. Schon bald nachdem er seinen Dienst in Bega angetreten hatte, mußte mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen werden. Die vermutlich mehr als 500 Jahre alte Kirche war nicht nur baufällig, sie war auch für die inzwischen von etwa 500 auf ca. 2000 Mitglieder angewachsene Gemeinde zu klein geworden. Mörs schrieb 1862 an das Konsistorium: „Wer die jetzige Kirche in ihrer unwürdigen inneren Einrichtung, sowie in ihrer Baufälligkeit kennt, wird leicht ermessen können, wie die Gemeinde mit diesem Gedanken (eines Neubaus) sich von Jahr zu Jahr vertrauter machen mußte.“ Als nach den Weihnachtsgottesdiensten des vorausgegangenen Jahres an mehreren Stellen Teile der Decke abgestürzt waren, ging man alsbald ans Werk. Am 1. Juli 1863 erfolgte die Grundsteinlegung. Am 1. Dezember 1864 konnte die Kirche in einem feierlichen Gottesdienst in Gebrauch genommen werden. Das Pfarrhaus war bereits 1856, bevor Stockmeyer nach Bega gekommen war, durch einen Anbau verbessert worden. Der bei dem Kirchbau erhalten gebliebene alte Turm wurde 1890 vom Blitz getroffen und durch den jetzigen ersetzt.

Wenn von den Bauten abgesehen wird, die sicherlich einen Teil der Arbeitskraft des Pastors beanspruchten, konnte Mörs sich während seiner 42jährigen Wirksamkeit in der Gemeinde ihrem geistlichen Aufbau widmen. Er hat das unter Hintansetzung seiner Person mit Fleiß getan. Bei seiner Beerdigung im Jahre 1910 sagte der damalige Generalsuperintendent Wessel: „Mit Treue und Hingabe hat er an der Gemeinde gehangen, und er hat davon nicht abgelassen, auch als andere, menschlich gerechnet vielleicht erwünschte Wege sich ihm öffneten . . .“

Hatten sich während Stockmeyers Tätigkeit in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht unerhebliche Veränderungen im Bereich des geistlich-religiösen Lebens der Landeskirche und ihrer Gemeinden vollzogen, so wurde sein Nachfolger Karl Mörs Augenzeuge der Veränderungen, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im politischen und sozialen Bereich vor sich gingen.

Als Mörs im Jahre 1818 in Horn geboren wurde, erblickte in Trier Karl Marx das Licht der Welt. Durch seine Bücher und Schriften sollte er, wie kaum ein anderer,



M. Bruhn, Photograph

103/000



Bruderschlösschen Holstein

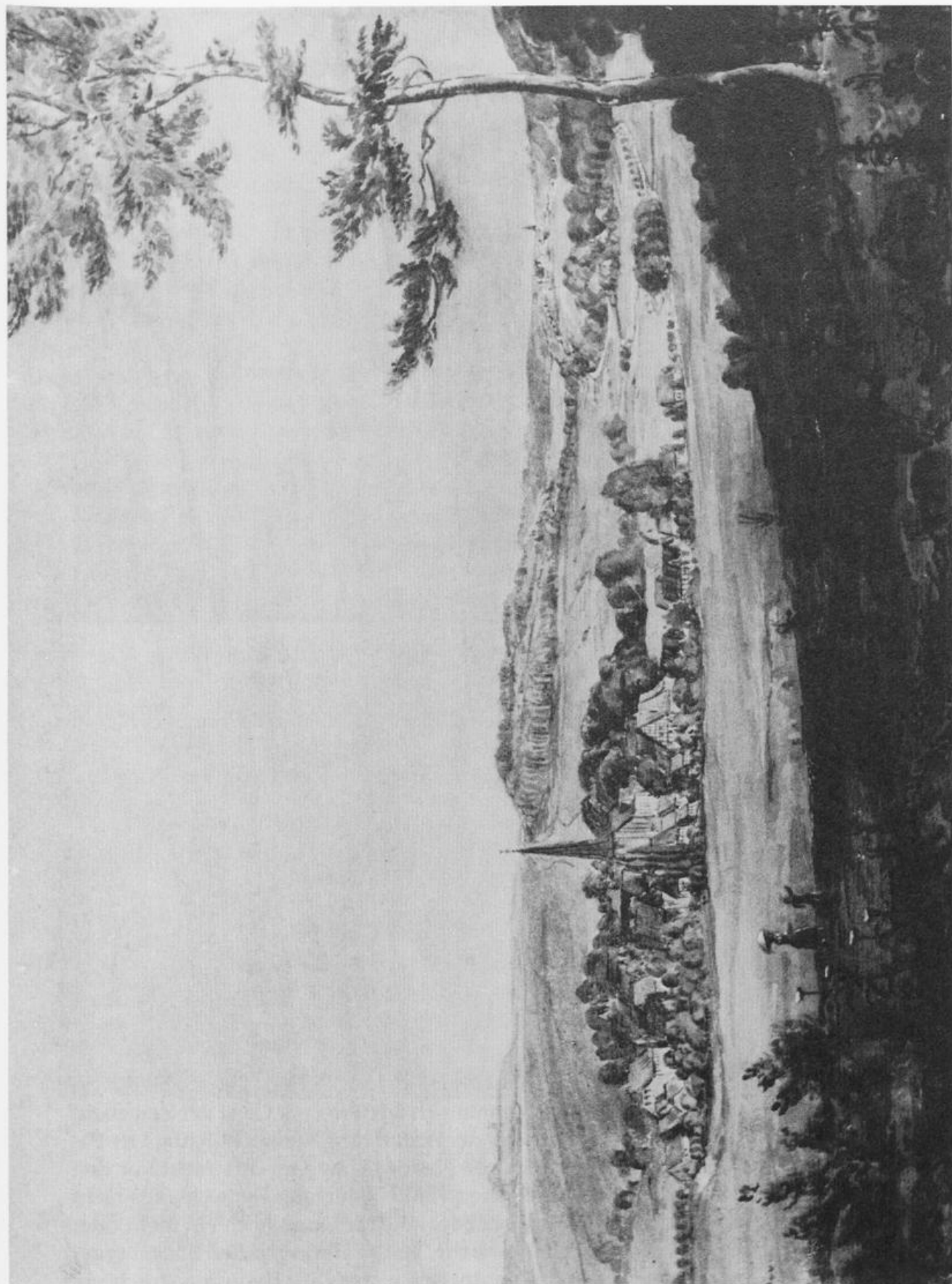
Kirche zu Bega

Die Kirche um 1900 mit Pastor Mörs



Pastor Mörs
geb. 1818 in Horn
gest. 1910 in Lemgo

zur Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft beitragen. Als er 1848 das Kommunistische Manifest veröffentlichte, unterrichtete sein Altersgenosse, Karl Mörs, an der Rektorschule in Horn die Kinder seiner Heimatstadt. Mörs bestand 1843 sein theologisches Examen. Doch konnte er vorerst nicht damit rechnen, daß ihm eine Pfarrstelle übertragen werden würde. Denn 27 Kandidaten standen vor ihm, die darauf warteten, in eine Pfarre eingewiesen zu werden. 13 Jahre mußte er sich gedulden, bis er 1854 die Pfarrstelle in Lieme erhielt. Nachdem er hier gut drei Jahre tätig gewesen war, berief ihn der Begaer Kirchenvorstand 1858 in seine so plötzlich vakant gewordene Pfarrstelle. Hier hat Mörs 42 Jahre gewirkt. Während seiner fast ein Jahrhundert, von 1818–1910 währenden Lebenszeit haben sich Veränderungen vollzogen, die bis heute fortwirken. Bald nachdem er die Pfarre übernommen hatte, kam es 1864 zu dem deutsch-dänischen Kriege. Ihm folgte 1866 der preußisch-öster-



Bega um 1868 (nach einem Aquarell von Emil Zeiss)

Noch ist die Kirche die Mitte des Dorfes. Auf dem Bilde ist der alte, 1890 vom Blitz zerstörte Kirchturm zu erkennen.



Pfarrhaus und Kirche mit dem alten Turm in Bega um 1872
(Aquarell von E. Zeiss)

reichische Krieg. Im Unterschied zu dem benachbarten Königreich Hannover hatten die Lipper sich auf die Seite Preußens geschlagen. Sie kämpften bei Kissingen. In der Schlacht fiel ihr Kommandeur Rodewald. Doch sie hatten, wenn auch erst nach längerem Überlegen, sich für Preußen, und das hieß in diesem Falle für den Sieger, entschieden.

So war die Selbständigkeit ihres Landes für ein weiteres halbes Jahrhundert gesichert. In der Gemeinde haben die Kriege keine nachhaltigen Spuren hinterlassen. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 forderte im Kirchspiel vier Todesopfer und hinterließ mehrere Versehrt, die bis zu ihrem Tode an den Folgen des Krieges zu tragen hatten. Dank der französischen Kriegstribute erfolgte in Deutschland ein bis dahin nicht gekannter wirtschaftlicher und industrieller Aufschwung. Der siegreiche Krieg und die wirtschaftliche Blüte entfachten und förderten einen Patriotismus, der 1914 seinen Höhepunkt erreichte und vier Jahre später im Zusammenbruch des Kaiserreiches endete. Da Kirchenmitglieder und Staatsbürger identisch waren – noch gab es die Staatskirche –, konnte sich letztere dem Geist der Zeit ebenso wenig entziehen, wie sie das im Zeitalter der Aufklärung vermocht hatte. Der Patriotismus und der sich daraus entwickelnde Nationalismus machte nicht vor den Kirchentüren halt. Ebenso blieben die Kirchen vom Niedergang Deutschlands nicht unberührt. Als Mörs seine Tätigkeit in Bega begann, war Lippe noch ein mehr oder weniger souveräner Staat mit einer Landeskirche, zu der alle lippischen Staatsbürger gehörten, sofern sie evangelischen Bekenntnisses waren. 1854 wurden durch ein



Bega um 1887
(Bleistiftzeichnungen von Dewitz)

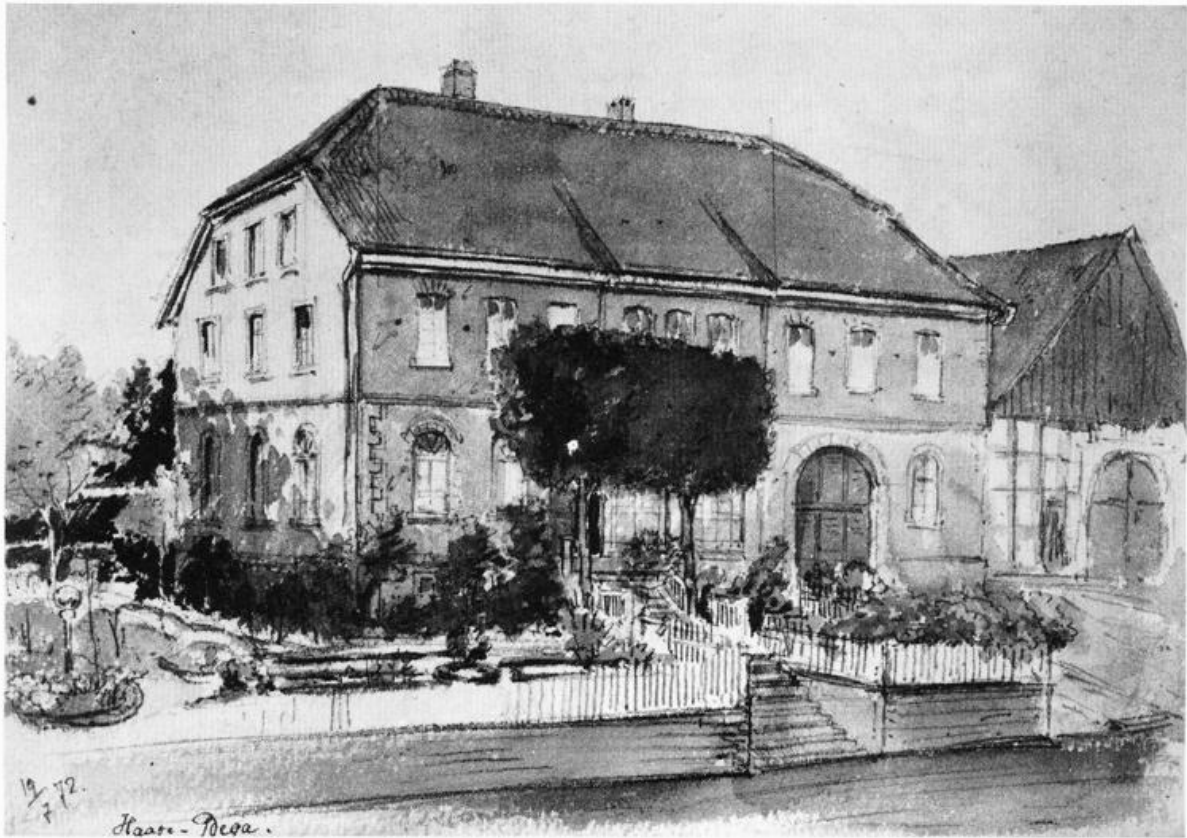


Bega - Barntrup Im 67

landesherrliches Edikt die lutherischen Gemeinden und die katholische Kirche der reformierten Landeskirche gleichgestellt. Doch hatte das kaum Auswirkungen auf das Kirchspiel. In den Dörfern gab es so gut wie keine Einwohner lutherischer oder katholischer Konfession. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nahm zwar die Zahl der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten und die Zahl der Abwanderer in das entstehende Industrierevier zu; aber es gab infolge der fehlenden Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten so gut wie keine Zuwanderer. Auf die große Zahl der Wanderarbeiter, die ihren Wohnsitz zwar im Kirchspiel, ihre Arbeit aber außerhalb hatten, ist schon früher hingewiesen worden. Wenn die Zahl der Gemeindemitglieder dennoch von 1535 bis 1880 um ca. 300 und bis 1910 nochmals um 600 gestiegen ist, so hat das seine Gründe in dem natürlichen Bevölkerungswachstum.

Aufs Ganze gesehen waren die Dorf- und Kirchengemeinden noch in sich geschlossene Lebensgemeinschaften, wo jeder seinen bestimmten Platz hatte. Da es noch keine Bahnverbindung gab – die Strecke von Lemgo nach Hameln ist erst 1896 gebaut worden –, hatten die Einwohner, wenn von den Ziegler und anderen Wanderarbeitern abgesehen wird, kaum Verbindung zur Außenwelt. Bis in die Mitte des Jahrhunderts legten die Ziegler den Weg zu ihren Arbeitsstätten größtenteils zu Fuß zurück. Nachdem 1851 die Köln–Mindener Bahn in Betrieb genommen worden war, konnten sie ab Herford fahren. Als 1872 die Strecke von Altenbeken nach Hameln eröffnet wurde, konnten die Zieglerfrauen das Gepäck auf einem Handwagen nach Schieder transportieren und hier ihre Männer bis zum Herbst in die Fremde entlassen. 20 Jahre später brauchten sie die Reisenden nur noch zum Bahnhof in Bega zu begleiten. Da die Ziegler ihre Vorräte oft in weißen Leinensäcken verstauten, erscholl auf den Ein- beziehungsweise Umsteigebahnhöfen, so wird berichtet, häufig der Ruf: „Reisende mit weißen Pucken nach hinten!“ Dort befanden sich die Vierter-Klasse-Wagen. Diese hatten nur längs der Wände Sitzgelegenheiten, so daß in der Mitte Platz für das Gepäck war. Immerhin: Die Kirchspielsbewohner hatten seit 1896 einen eigenen Bahnhof und konnten von hier in die weite Welt fahren. Zeitungen wurden im vorigen Jahrhundert nur wenig gehalten. Zwar waren seit Anfang des Jahrhunderts die Pastoren und andere Amtspersonen verpflichtet, die „Lippischen Intelligenzblätter“ und das später daraus entstandene „Lippische Magazin“ zu halten. Doch war das nur ein kleiner Leserkreis. Im Kriege 1870/71 seien, so wird überliefert, die neuesten Kriegsergebnisse durch den Kaufmann und Posthalter Haase, der zu den wenigen Zeitungsabonnenten gehörte, den Leuten mitgeteilt worden. So blieb die Kirche die Institution, die nicht nur in der Mitte des Dorfes oder Kirchspiels angesiedelt war, sondern auch in der Mitte des Lebens und Denkens der in ihrem Schatten lebenden Menschen stand.

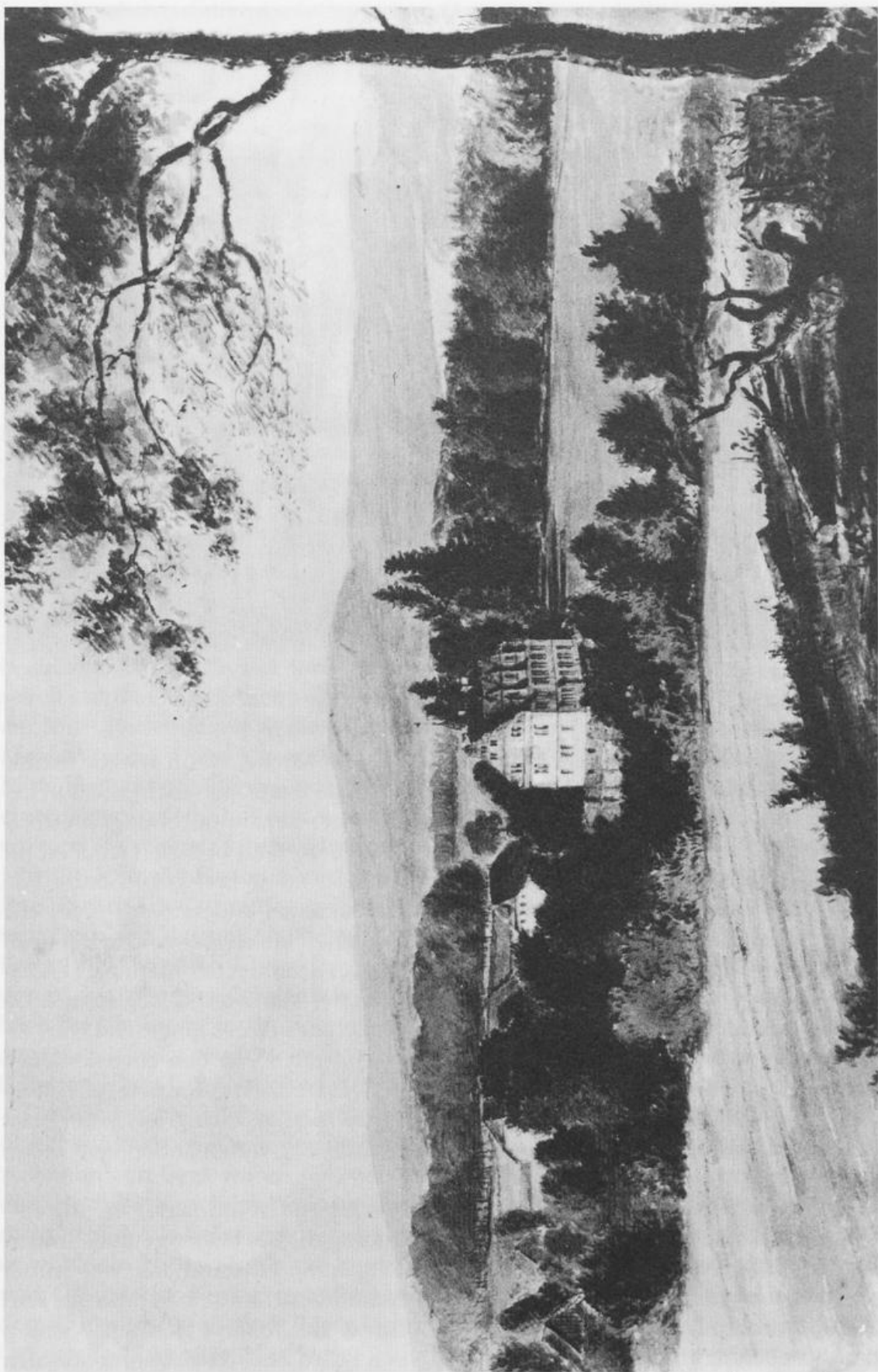
Der Kirchgang gehörte bis in unser Jahrhundert zu den selbstverständlichen sonntäglichen Pflichten. Da in den meisten Kirchen die eingesessenen Familien feste Plätze hatten – in Bega waren sie zwar nach dem Neubau der Kirche abgeschafft worden, doch hatte sich im Blick auf die Platzverteilung bald wieder ein Gewohnheitsrecht gebildet –, fiel es auf, wenn sonntags bestimmte Sitze leer blieben. Dann hieß es wohl: „In N.N.s Stuhle saß heute keiner.“ Auf den Höfen wechselten Herrschaft und Gesinde im Kirchgang miteinander ab. In vielen Häusern lag der Pfennig für den Klingelbeutel in einer Tasse bereit und wartete darauf, daß er sonntags seinen Ort wechseln konnte. Man legte Wert darauf, daß jede Familie wenigstens durch ein



Haus Haase, Bega, um 1872
(Aquarell von E. Zeiss)

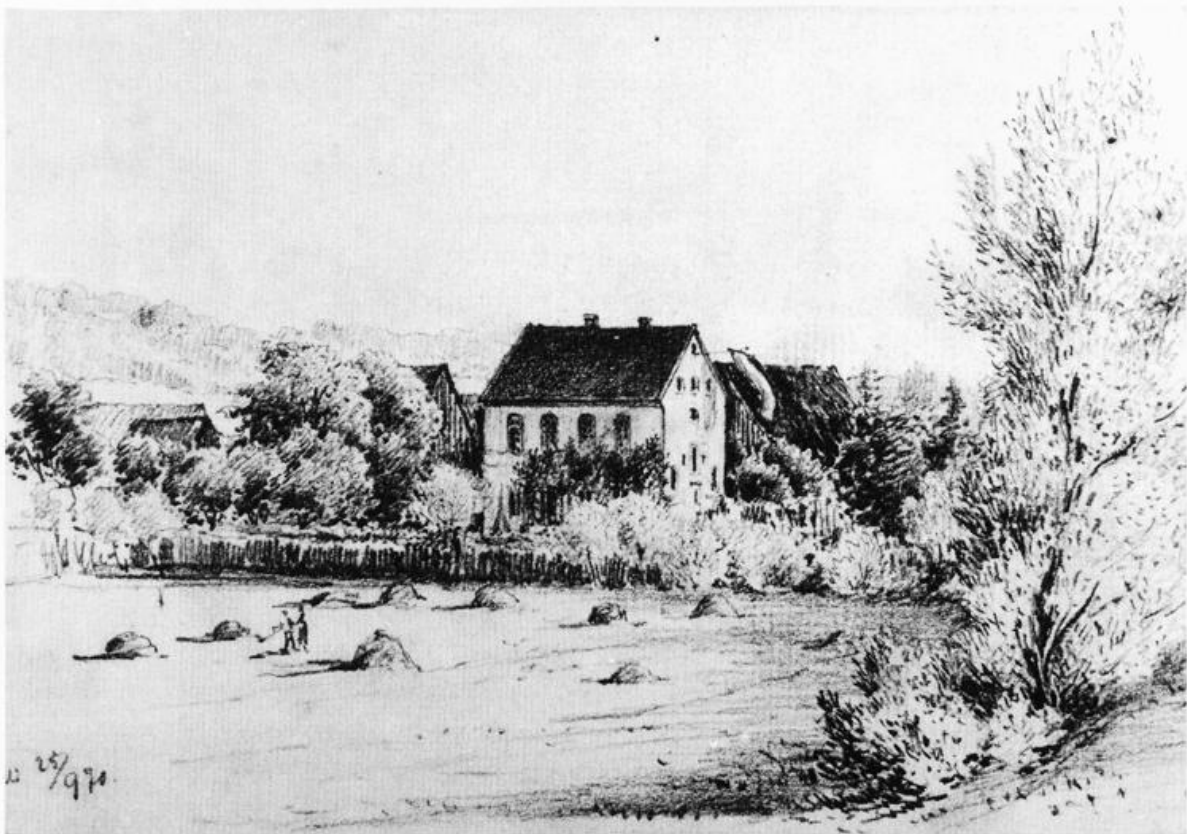
Mitglied im Gottesdienst vertreten war. Noch war die Kirche, wenn wir die Schule außer acht lassen, der einzige Ort der Begegnung, die Stätte, wo nicht nur kirchliche, sondern auch staatliche, kommunale und private Bekanntmachungen erfolgten. Bevor die Ziegler im Frühjahr die Heimat verließen, fand in vielen Kirchen für sie ein besonderer Gottesdienst mit Abendmahlsfeier statt. Erst gegen Ende von Mörs' langjähriger Tätigkeit entstanden die ersten Vereine, bildeten sich politische Gruppierungen, kam es zu Wahlen. Die Frauen spielten bei all diesen Dingen noch keine Rolle. Im politischen Leben standen sie völlig im Schatten der Männer. Das aktive und passive Wahlrecht lag fest in den Händen des stärkeren Geschlechtes. Da ein großer Teil der Männer während der längsten Zeit des Jahres abwesend war, ergab sich fast von selbst, daß die Dorfpolitik ausschließlich von den eingesessenen Bauern gemacht wurde. Es war eine patriarchalische, ständisch geordnete, auf Über- und Unterordnung eingestellte Welt, in der Mörs gewirkt hat. Eine Welt, in der Staat und Kirche, Christengemeinde und Bürgergemeinde eng miteinander verbunden waren.

Mit der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erfolgenden Industrialisierung entstanden neue bis dahin unbekannte soziale Spannungen. Die bisher geübte Armenfürsorge reichte nicht aus, um die Not zu bewältigen. So entstand das, was früher „Innere Mission“ hieß und heute „Diakonie“ genannt wird. Im selben Jahre als Karl Marx das Kommunistische Manifest veröffentlichte, rief Johann Henrich Wichern auf dem Kirchentag in Wittenberg die evangelische Christenheit auf, ihrer sozialen

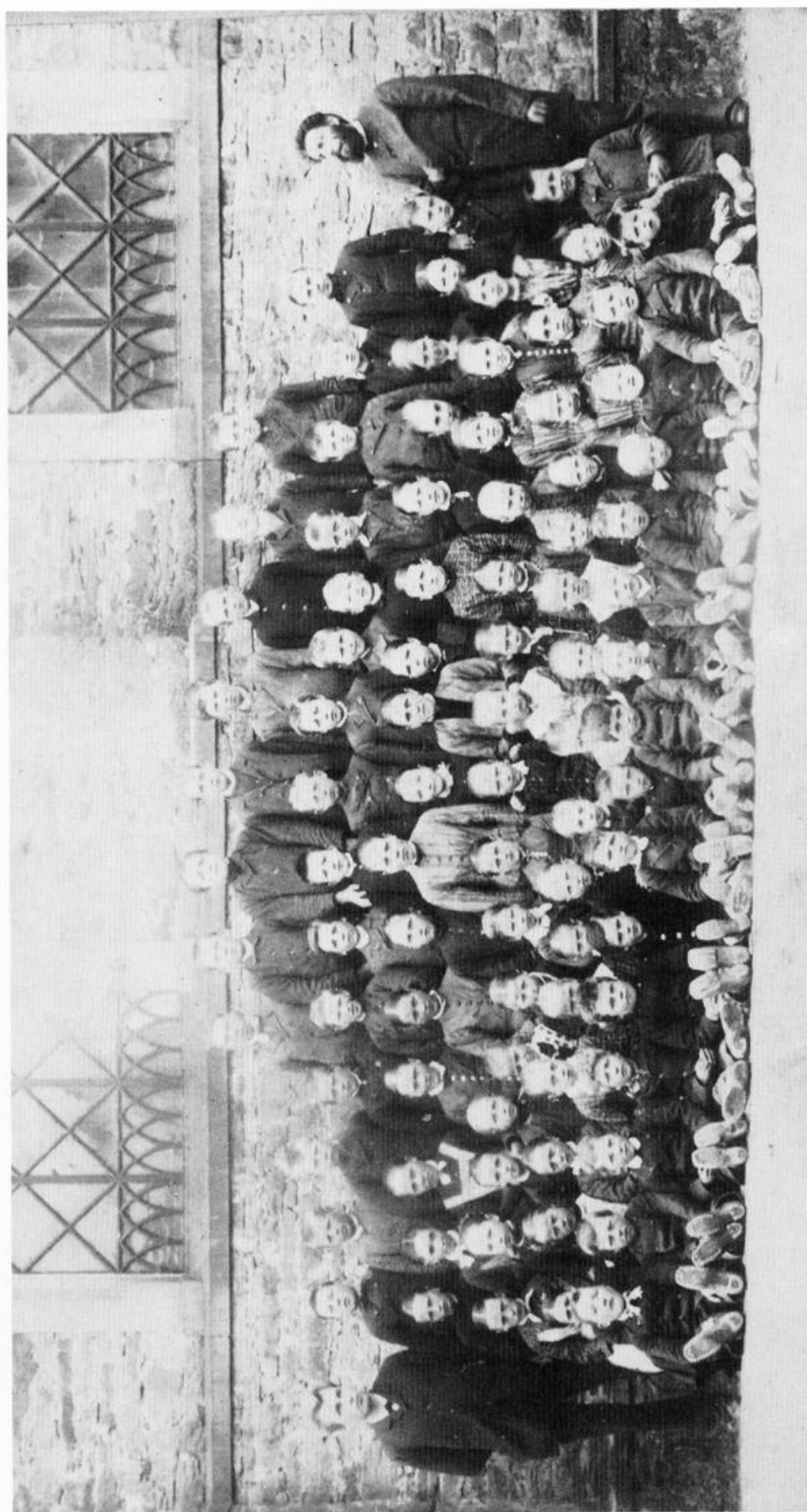


Schloß Wendlinghausen um 1870 (Zeichnung von E. Zeiss)

Verantwortung eingedenk zu sein. Mit der Parole, „der Glaube gehört uns und die Liebe“, ermutigte er die Christen, die neuen sozialen Aufgaben anzupacken. Sein Ruf ist nicht ungehört verhallt. Zu den ersten, die ihn in Lippe vernommen haben, gehörte Elise Meyer, die spätere Frau Merckel. Als sie 1854 ihr Testament errichtete, setzte sie die Summe von 10000 Talern aus „zur Begründung einer zunächst für das Amt Sternberg bestimmten wohltätigen Anstalt, wodurch für das Unterkommen und die Verpflegung alter und gebrechlicher Armer beiderlei Geschlechtes oder für dürftige Witwen und Waisen gesorgt wird“. Aus den Zinsen des Kapitals wurde 1881 das nach seiner Stifterin „Elisenstift“ benannte Haus an der Straße von Humfeld nach Bega errichtet. Es gewährte zunächst 15 Personen Aufenthalt. Sie zählten zu der Gruppe, für die Elise Merckel in ihrem Testament das Haus bestimmt hatte. 1937 wurde die Zahl der vorhandenen Plätze durch einen Anbau auf 30 erhöht. Als in den letzten Jahrzehnten die Nachfrage nach Plätzen in Altersheimen ständig zunahm, entschloß sich das Kuratorium, das vorhandene Haus durch einen Neubau zu erweitern und die Platzzahl auf 60 zu erhöhen. Durch einen weiteren 1972 in Gebrauch genommenen Neubau wurde die Aufnahmekapazität nochmals verdoppelt. In den Jahren 1980/81 wurde das 1881 errichtete Stammhaus, das seit seiner Entstehung kaum verändert worden war, gründlich renoviert, so daß es den Anforderungen genügt, die heute an ein Altersheim gestellt werden. Daß sich das Haus so entwickeln konnte, ist nicht zuletzt dem treuen Dienst zu danken, den die Heimleiter Sievert gegenwärtig in der dritten Generation in dem Hause getan haben und tun.



Haus Merckel, später Droste, Humfeld 1870. Erbaut von Baurat Merckel
(Aquarell von E. Zeiss)



Schulbild aus Bega um 1900
rechts: Küster Kleine, links: Nebenlehrer

Zur Zeit verbringen 120–130 Personen ihren Lebensabend in den Häusern der Elisenstiftung.

Es sei nicht unerwähnt, daß neben dieser Stiftung, die 1981 auf ihr 100jähriges Bestehen zurückblicken konnte, im Laufe der Jahrhunderte mancherlei andere Stiftungen für die Gemeinde gemacht worden sind; angefangen bei den mittelalterlichen Schenkungen von Ländereien über die Geldstiftungen des Generalmajors von Hammerstein im 17. Jahrhundert und Vermächtnissen der späteren Zeit bis hin zu den Spenden für „Brot für die Welt“ und anderes in unserer Zeit. Sie sind ein Zeichen dafür, daß die Botschaft von der Liebe Gottes nicht nur gehört worden ist, sondern auch Früchte gezeitigt hat.

Mörs, der 1881 die Stiftung und Errichtung des Elisenstiftes miterlebt hatte, konnte 1893 sein 50jähriges Amtsjubiläum begehen. Daß er sich während seiner langjährigen Tätigkeit in Bega die Zuneigung und Liebe der Gemeinde erworben hatte, wur-

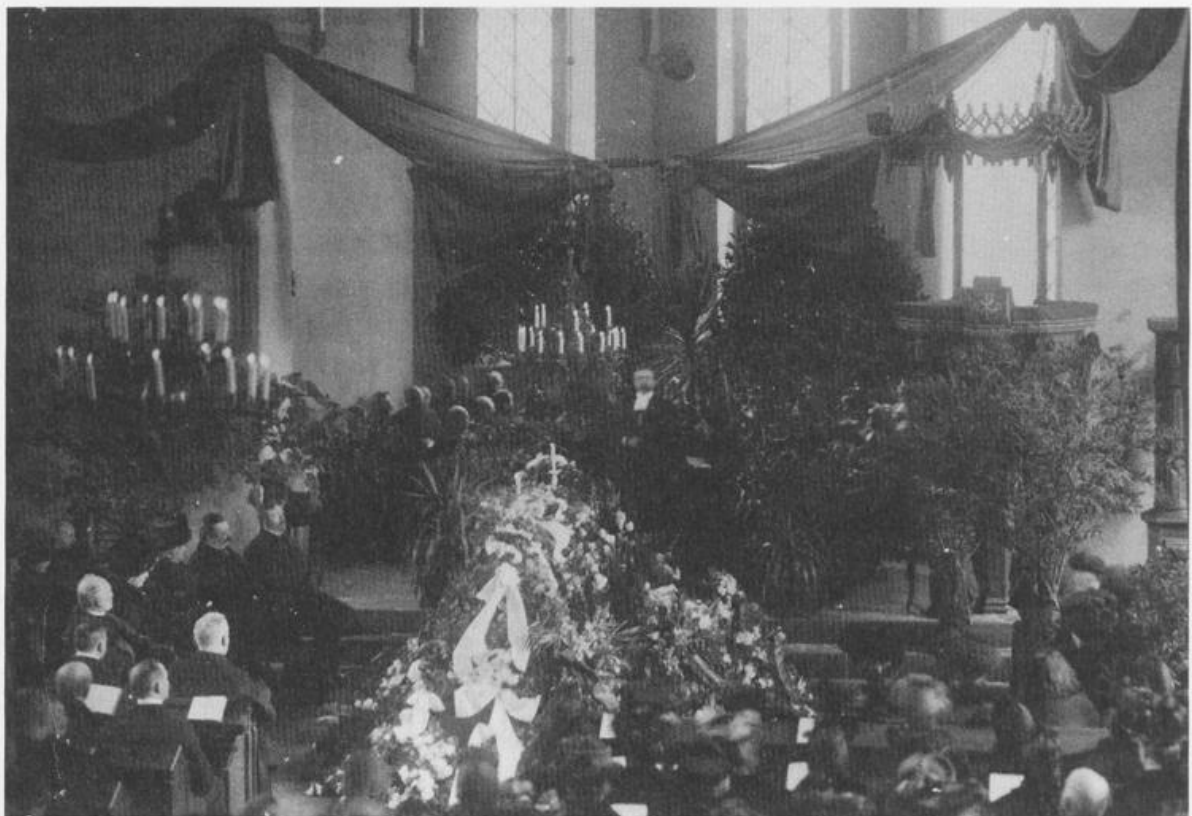


Baurat Merckel
Er baute 1863/64 die Kirche
in Bega, 1880/81 das Alters-
heim in Humfeld

de an seinem Jubiläumstage sichtbar. Es wurde ein Festtag für die ganze Gemeinde. Morgens wurde der Tag mit dem Klang aller Glocken eingeläutet. Anschließend stellte sich eine unübersehbare Schar von Gratulanten ein. Unter ihnen befand sich der Generalsuperintendent Credé, der Mörs im Auftrage des Fürsten die silberne Lippische Verdienstmedaille am Bande überreichte, nachdem er bereits 1884 mit dem Lippischen Ehrenkreuz IV. Klasse dekoriert worden war. Um 10.30 Uhr fand in der übervollen Kirche ein Dankgottesdienst statt, zu dem auch viele aus den Nachbargemeinden gekommen waren. Nachdem der Generalsuperintendent gepredigt hatte über das Wort: „Weil wir ein solches Amt haben nach der Barmherzigkeit, die uns widerfahren ist, werden wir nicht müde . . .“ (2. Korinter 4, 1, 2), legte der 75jährige Jubilar seiner Rede das Wort zu Grunde: „Wie soll ich dem Herrn vergelten all seine Wohltat, die er an mir tut? Ich will den Kelch des Heils nehmen und des Herrn Namen anrufen“ (Psalm 116, 12, 13).

Er predigte, so wird berichtet, „sehr innig und herzlich bewegt, aber sehr froh und voller Rüstigkeit“.

Noch weitere sieben Jahre hat er seinen Dienst in Bega versehen, bis er ihn 1900 als 82jähriger beendete. Er verzog nach Lemgo. Dort ist er 1911 gestorben. Er wurde unter großer Beteiligung der Gemeinde in Bega bestattet. Der Generalsuperintendent Wessel sagte in seiner Trauerpredigt: „Unser entschlafener Freund stand als ehrwürdiger Patriarch über seiner Zeit. Alle seine noch lebenden Amtsgenossen,



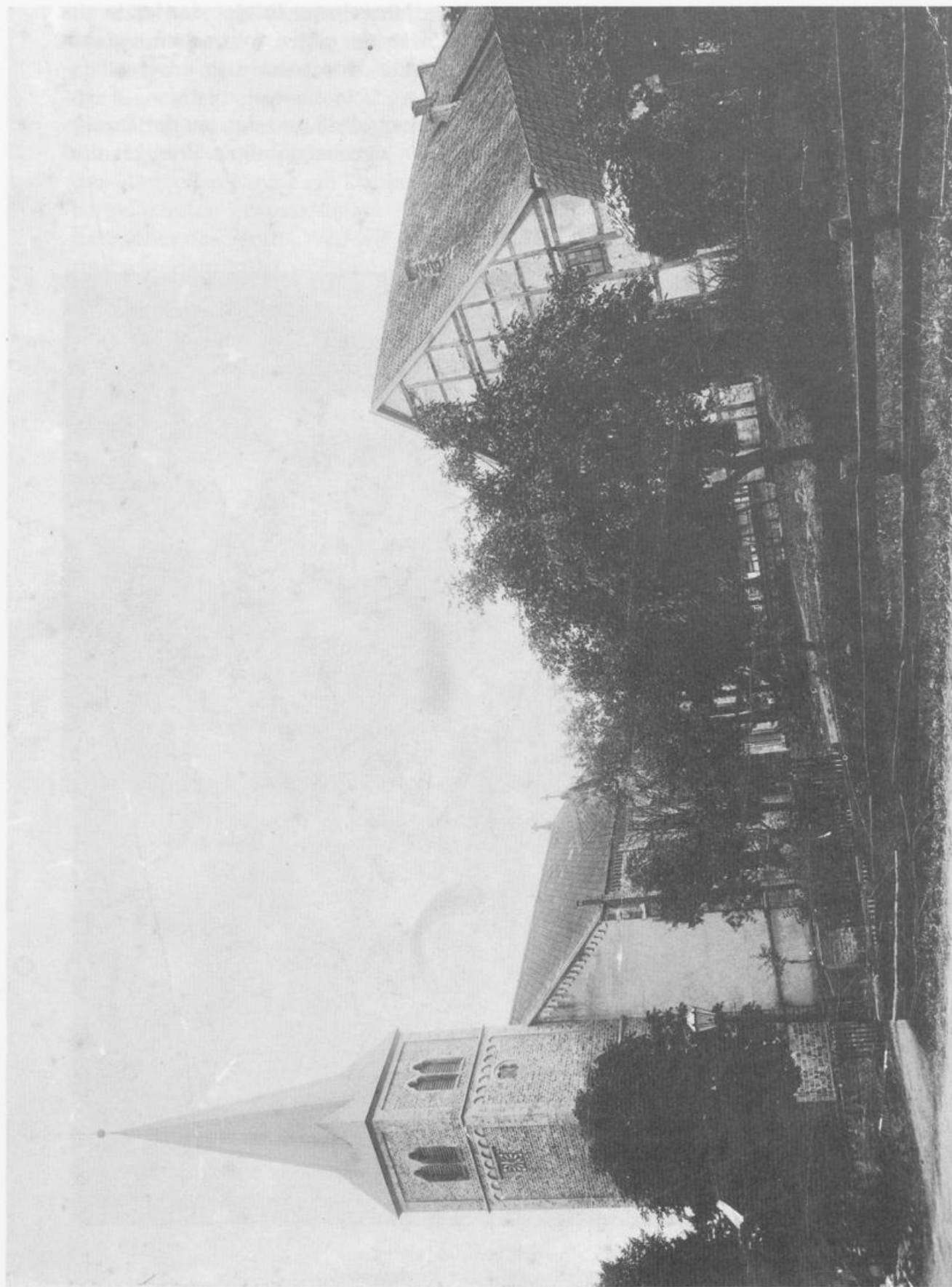
Trauerfeier in der Kirche für P. Mörs
Generalsuperintendent Wessel hält die Predigt

auch die ältesten unter ihnen, überragte er um Jahrzehnte. Er war der letzte aus einer nun dahingegangenen Generation. So dürfen wir sagen: Wir sehen mit ihm schwinden ein Stück der Geschichte unseres Landes und sonderlich unserer Landeskirche . . .“.

Eine kleine Gedenkschrift mit einem kurzen Lebensabriß und den bei der Trauerfeier gehaltenen Predigten hat die Erinnerung an den langjährigen Prediger und Seelsorger in der Gemeinde wachgehalten.



Altersheim Elisenstift um 1970
(freigegeben v. Reg.-Präs. Düsseldorf: 25/55 3765-95)



Kirche und Pfarrhaus um 1900